

Musteraufsätze

aus der Schule für die Schule.



Von

Ferdinand Schöntag,

kgl. Gymnasialprofessor.



Programm

zum Jahresberichte über das kgl. Alte Gymnasium zu Regensburg

im Studienjahre 1886/87.



Stadtamhof.

Druck von J. & K. Mayr.

Gerne hätte ich für die hiemit zur Veröffentlichung kommenden kleinen Aufsätze einen weniger anspruchsvollen Titel gewählt. Aber der Zweck sowohl, der sie in erster Linie ins Leben rief, als der weitere Gebrauch, den ich von ihnen machte, gestatten keine andere Bezeichnung, ob sie dieselbe im übrigen nun verdienen oder nicht.

Bei der Besprechung der corrigierten Schüleraufsätze ist allerdings unerlässlich, dass einzelne gemachte Fehler in Beziehung auf Sprache, Gedankeninhalt, logische Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Anordnung erörtert werden. Aber wie nahe die Gefahr liegt, sich in Einzelheiten zu verlieren, die für die Gesamtheit unfruchtbar sind, hat wohl jeder Lehrer selbst erfahren. Für die ganze Klasse ist weit fördernder die Darlegung, wie die Sache hätte gemacht werden sollen. So entwickelt denn der Lehrer — insoweit er das nicht vor der Bearbeitung des Themas durch die Schüler gethan hat — durch laute Meditation, vielleicht auch unter Mitwirkung der Schüler — wobei man aber sehr langsam vorwärts kommt — die Grundgedanken, die Teile, die Anordnung, und was bei dem vorliegenden Thema noch besonders in Betracht kommt. Dieses Verfahren, das ich wohl als das allgemein gelübte betrachten darf, kann ja wohl nicht ohne Erfolg bleiben; aber ich wenigstens empfand es öfters, dass noch eine Lücke blieb, die erst ausgefüllt werden kann durch Aufzeigen einer fertigen, den gestellten Anforderungen entsprechenden Arbeit.

Was ich nun in Büchern, die für den Unterricht geschrieben sind, vorfand, entsprach, so schätzbare Anregung sie auch gaben, selten meinen Zwecken vollständig. Teils gehen sie über das

hinaus, was man von einem Schüler erwarten kann, teils lassen sie sich in Dingen, die mir sehr wichtig scheinen, Nachlässigkeiten zu schulden kommen. Das Glück, einen Schüler zu haben, dessen Leistungen man den andern als Vorbild hinstellen kann, ist erstens selten und fordert zweitens vorsichtige Zurückhaltung des Lehrers. Die „Musterstücke“ aus klassischen Autoren haben gewiss sehr hohen Wert als Gegenstand der Erklärung und Analysierung; sie mögen auch Vorbilder sein für das letzte Streben: als Beispiele, wie der Schüler es hätte machen sollen, als Muster zur unmittelbaren Nachahmung eignen sie sich nicht. So sah ich mich durch das angedeutete Bedürfnis hie und da unter Ueberwindung der Scheu, Eignes als Muster hinzustellen, veranlasst, eigne Arbeiten über von den Schülern behandelte Themata zu fertigen. Maßgebend war hiebei, dass sie alle Forderungen, die an den Schüler gestellt wurden, erfüllten und zugleich nicht über ihre Begriffe hinausgingen. Es sollte der Schüler wenigstens glauben: „ja, so hätte ich es machen müssen und können.“ Was so ziemlich in allen Arbeiten ich anstrebte, war

1. Abrundung,
2. Beschränkung auf das Thema,
3. Streng logischer Gang im einzelnen, wie im ganzen,
4. Sprachrichtige, der Sache angemessene, das Verständniss möglichst offen legende Ausdrucksweise.

Bald ging ich einen Schritt weiter. Ich benützte die Besprechung eines solchen Aufsatzes, um auf einen ähnlichen vorzubereiten. In der Auswahl, die ich biete, finden sich mehrfach Parallelthemata, Themata, die in Form oder Inhalt gleichartig sind oder wenigstens wichtige Berührungspunkte haben. Man nehme: „Analyse und Beurteilung der Rede des Terentius Varro“ und „Beurteilung des Minucius.“ An dem ersten der beiden Aufsätze konnte in formeller Beziehung viel gelernt werden für die

Anfertigung des zweiten. Der Stoff war verschieden, die Form sehr ähnlich. Ich brauche nicht zu fürchten, dass man einen geistlosen Mechanismus in einer solchen Übung finden wird; sollten aber geistlose Schüler sich eine Schablone aus der gegebenen Form machen, so halte ich das für ein geringeres Übel, als die gänzliche Form- und Planlosigkeit, mit der man immer zu kämpfen hat. Überdies boten mir eben diese Aufsätze selbst die Möglichkeit, einem Haften an einer einmal angelernten Form entgegen zu arbeiten. Durch den zweiten der angeführten Aufsätze und vielleicht einige gelegentliche Winke bei der Lektüre des Livius war der Schüler mit dem Stoffe des Aufsatzes: „Minucius als Beispiel“ vertraut. Hier konnte in Bezug auf die Form etwas höherer Anspruch auf Selbständigkeit gemacht werden, und soweit der Schüler nicht selbst das erkannte und darnach handelte, bot die Vorlesung des betreffenden Aufsatzes die beste Gelegenheit zu zeigen, wie zwar manches von den Resultaten des vorher gemachten Aufsatzes gut verwertbar war, anderes aber weggelassen oder umgearbeitet werden musste, wie es der geänderte Zweck forderte.

Besonders zahlreich sind in der Sammlung die Vergleichen. — Man lasse mir hier diese nicht für alle gleich exakte Bezeichnung hingehen. — Kaum lassen sich Aufgaben finden, welche solchen Zwang üben, nach bestimmten Gesichtspunkten eine Sache zu betrachten, Unnützes auszuschneiden, die Ergebnisse zusammen zu fassen, als die der Vergleichung. Aber ohne ein Musterbeispiel irren selbst begabtere Schüler nach entgegengesetzten Richtungen ab: Zusammenstellung des nicht Zusammengehörigen, wie Zersplitterung; monotone Wiederholung des Wortes ähnlich etc., wie vollständige Enthaltung von comparativen Wendungen kommen gleich oft vor. Die Vorlegung einiger Muster mit besonderer Aufzeigung der Wendungen, welche die Vergleichungsobjekte zu

einander in Beziehung bringen, hebt doch über die ärgsten Ungeschicklichkeiten weg; wo nicht, ist man zum Schlusse berechtigt, dass dem Schüler, der noch immer gar nichts leistet, das Vermögen oder der Wille fehlt. Zudem gibt es auch hier Gelegenheit genug, vor Mechanismus zu bewahren. Es genügt mir, auf die Dialoge hinzuweisen.

In Bezug auf die Nacherzählungen von Balladen kann ich mich auf das schöne Beispiel berufen, das E. Laas mitteilt *).

Gerade je mehr die Ballade nur einen fruchtbaren Moment der Handlung darstellt, so dass Vorgeschichte und Schluss aus ihm nur erschlossen werden können, je mehr sie in Bezug auf innern Zusammenhang sich auf Andeutungen beschränkt, eine um so lohnendere Aufgabe bildet ihre Verwandlung in eine schlichte, chronologisch geordnete, den inneren Zusammenhang und das ethische Moment besonders markierende Erzählung. Eine bessere Probe, ob ein Schüler auffassen und frei wiedergeben kann, kenne ich kaum. Ein Geraten in einen Mechanismus ist hier kaum zu fürchten, ausser in so weit für die Altersstufe, welcher die Schule die Balladen regelmässig bietet, und selbst für eine etwas höhere ein gewisser äusserer Anhalt noch recht nützlich ist. Vergleicht man auch einmal etwa Schillers „Ring des Polykrates“ mit einer kurzen Wiedergabe des Herodotischen Berichtes, so kann man das Verfahren des Balladendichters daran studieren. Dann wird auch eine Erzählung, wie sie nach Livius I unten mitgeteilt ist, eine lohnende Arbeit bilden, oder nach ihrem Muster ähnliche.

Ich will hier nicht eingehender besprechen, wie die Berufung auf solche Aufsätze auch in anderer Weise nützlich sein kann im Kampfe gegen die Verwilderung der Form; am geeigneten Orte werden einige Anmerkungen Winke geben.

*) E. Laas, der deutsche Unterricht. pag. 244.

Den größten Wert legte ich darauf, die Arbeiten durchsichtig zu halten. Ist zu diesem Zwecké die erste Bedingung ein möglich geradliniger Fortschritt zum Ziele, so trägt nicht minder dazu bei die Bestimmtheit der Propositionen und die Deutlichkeit der Übergänge. In diesem Punkte könnte es vielleicht scheinen, als sei des Guten zu viel gethan; die Ankündigungen und Zusammenfassungen nehmen im Verhältnis zur Ausführung der Teile einen breiten Raum ein, so dass sie einem verwöhnten Geschmack durch ihre Aufdringlichkeit unangenehm werden können. Doch gerade hierin glaubte ich den Bedürfnissen der Schule Rechnung zu tragen: wenn irgend wo, so liegt hierin der wesentlichste Unterschied des Musterstückes für die Schule vom Meisterstücke des Künstlers.*) Übrigens wird man an den für vorgerticktere Schüler bestimmten Aufsätzen wahrnehmen, dass einige Anläufe genommen sind, die starre Strenge der Schule durch gefälligere Formen zu mildern.

Doch nicht eine Methodik will ich schreiben, sondern Schulaufsätze vorlegen. Die anspruchsvolle Bezeichnung, die ich denselben geben musste, nötigte mich, einige Aufklärungen zu geben, durch welche das anstößige und herausfordernde des Titels gemildert würde. Ich selbst bin weit entfernt anzunehmen, dass jeder Anspruch durch die gegebenen Vorlagen erfüllt wird. Gerne hätte ich noch einige Zeit verstreichen lassen, um mit gereifterer Einsicht und Erfahrung nach einheitlichem Plane eine Revision und Auswahl vorzunehmen. Nun sah sich der hochgeschätzte Collega, der für dieses Jahr das Programm zu verfassen übernommen hatte, in der jüngsten Zeit verhindert, die letzte Hand an dasselbe zu legen. Da erbot ich mich, in meinen Mappen zu

*) Horazens Satiren und Episteln sind nach schulgerechten Plänen componiert; aber je reifer der Dichter wurde, um so mehr verdeckte er die Planmäßigkeit durch spielende Übergänge. Auch Cicero bedient sich zwischen Unterteilen vielfach maskierter Übergänge. Ich bezeichne solche als „Überschliche“ und finde ihre Anwendung in der Schule bedenklich.

suchen, ob ich etwas fände, das für den Augenblick einen Ersatz böte. Denke ich daran, dass ich selbst schon gedruckte Vorlagen für deutschen Aufsatz benützte und, wenn auch begründete Überzeugung oder subjektiver Geschmack mir selten gestattete, sie ohne weiteres zu acceptieren, doch immer Gewinn daraus zog, so kann ich hoffen, dass auch ein anderer Mitarbeiter auf diesem Felde meine Vorlagen in irgend einer Weise verwerten kann; genug, wenn er an einer oder der andern eine förderliche Anregung erhält. Ist der Grundgedanke nicht ganz verfehlt, so werden vielleicht unter den Händen anderer die Aufsätze entstehen, zu welchen ich den Titel geschrieben habe.

Regensburg, im Juni 1887.

Ferdinand Schöntag.

Steinkohle und Diamant.

Vergleichung mit besonderer Berücksichtigung des Wertes für den Menschen.

(I. Gymnasialklasse.)

Steinkohle und Diamant! Welcher Gegensatz! Die eine gleichend dem Schmutz der Erde, aus der sie gegraben wird, eine plumpe und haltlose, der Zerbröckelung und Verwitterung preisgegebene Masse, missfarbig und beschmutzend; der andere in nichts an seinen Ursprung erinnernd, sondern wie aus dem Reiche des Lichtes stammend, dessen Glanz und Farbenpracht er in sich sammelt und aus seinen fast jedem Angriffe trotzen, zierlich geformten, spiegelglatten Feldern ausstrahlt. Will man den Gegensatz des Gemeinen, Wertlosen und des Edlen, Kostbaren recht anschaulich machen, so stelle man Steinkohle und Diamant zusammen.

Die Kohle wertlos? Ja, wenn wertlos ist, wofür man nicht viel bezahlen muss; nicht aber, wenn man den Wert schätzt nach dem Verdienste. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte die Wertschätzung der verachteten Steinkohle anders ausfallen. Sie spendet im Winter die lebenerhaltende Wärme, zu deren Erzeugung das Holz unserer Wälder nicht ausreichen würde; sie hilft Sommer, wie Winter zur Bereitung unserer Speise; sie spendet das Licht, das nächtlich unsere Straßen und öffentlichen Lokale erleuchtet. Was ist dagegen das nicht wärmende Feuer, das geborgte Licht des Diamanten? Die Steinkohle schmilzt uns das Eisen, aus dem der Mensch zahllose, um nicht zu sagen, alle Werkzeuge bereitet, die den unerlässlichsten Bedürfnissen oder den höher gehenden Anforderungen seiner Culturentwicklung dienen, Pflug und Schwert; Hammer und Messer, Nadel und Uhrfeder. Auch der Diamant

leistet uns einen schätzbaren Dienst, da er sich zu technischen Zwecken, wie Glasschneiden, Gravieren verwenden lässt; doch was will das heißen im Vergleich zu den angeführten Wohlthaten der Kohle? Mehr noch! Diese setzt durch die Erzeugung des Dampfes die unzähligen Maschinen in Bewegung, die dem Menschen die schwere Arbeit abnehmen, ja Arbeiten verrichten, welche keine andere dem Menschen verfügbare Kraft leisten könnte. Durch die Kohle in Bewegung gesetzt, drehen sich Tausende von Spindeln, hebt der Riesenkrahn die Lasten aus den Schiffen, hebt die Schiffe selbst aus dem Wasser, bewegt sich der riesige 1000 Zentner schwere Hammer leicht und sicher nach dem Willen des Menschen. Die Lokomotive führt brausend mit Windesschnelle Wagenreihen über das Land, welche unzählige Rosse mühsam keuchend kaum schleppen könnten, das Dampfschiff furcht unabhängig von Wind und Strömung die Woge, wo sonst, langsam und dem Winde und der Strömung unterthan, das Segelschiff dahinzog oder ächzend unter der Peitsche des Aufsehers Galeerensklaven ein schwaches Ruderschiff weiter trieben.

Und indem sie uns Arbeit thut, gibt diese Wohlthäterin Brod. Um nicht davon zu reden, dass an mancher Stelle jetzt der Pflug gehen kann, wo sonst Wald das früher unentbehrliche Holz lieferte, dass der Dampfpflug die Erzeugnisse des Bodens für Menschen verwendbar macht, die das Zugvieh in Anspruch nahm: der Überschuss an Erzeugnissen der Industrie über unser Bedürfnis kann ausgetauscht werden gegen den Überschuss anderer Länder an Bodenfrüchten; so wird die allzu dichte Bevölkerung unserer zu enge gewordenen Heimat von der Kohle des Bergwerkes ernährt, wie durch diese zugleich die Beförderung über Meer und Land besorgt wird.

Nur wenige Verdienste muss die Steinkohle ihrer jüngeren Schwester, der Holzkohle, überlassen, welche sich bis jetzt die Anwendung zu einigen technischen Zwecken vorbehalten hat, wie zur Bereitung des Schießpulvers, Bearbeitung des Glases, Reinigung des Wassers, überhaupt zu solchen Prozessen, bei welchen die der

Steinkohle beigemischten fremdartigen Bestandteile störend einwirken würden. Aber wo es auf Ausgiebigkeit und Billigkeit des Feuers ankommt, da tritt die Steinkohle ein und thut sich verzehrend dem Menschen ihre Sklavendienste. Dankt der Mensch der Sonne Licht, Wärme und Nahrung, die unerlässlichen Bedingungen des Lebens, so danken wir der Kohle vielfachen Ersatz der unserem Himmelsstriche oft etwas sparsam zugemessenen Sonnenstrahlen. Ja, wenn die Steinkohle entstanden ist aus massenhaften Pflanzenresten vergangener Jahrtausende, so ist sie sogar buchstäblich eine Aufspeicherung von Sonnenstrahlen von der gütigen Vorsehung aufgespart für unser bedürftiges Geschlecht.

Als wertlos werden wir nunmehr die Kohle nicht mehr so leichtthin bezeichnen; eher fühlen wir uns versucht, im Gegenhalte zu ihr dem Diamanten den Wert abzusprechen, den die Menschen durch die unglaublichen Preise ihm zuerkennen. „Nur weil der eine selten ist, die andre häufig, wird der eine geschätzt, die andere gering geachtet“. Etwas wahres möchte an einer solchen Ansicht sein, aber sie enthielte doch nicht die ganze Wahrheit. Wenn es auch richtig ist, dass der seltene Diamant zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der Menschheit nicht entfernt das beitragen kann, was die reichen Steinkohlenvorräthe, welche im Schoße der Erde für uns aufgespeichert sind, so dürfen wir doch nicht so ungerecht sein, den Wert unbeachtet zu lassen, den auf einem andern Gebiete der Diamant hat. Wenn dem dringenden Bedürfnisse genügt ist, soll sich des Menschen Auge nicht gerne laben am Schönen? am Glanze des Lichtes, an dem Schmelze der Farben sich nicht freuen? Gönnen wir es den Menschen, wenn sie, nachdem des Leibes Notdurft befriedigt ist, auch noch Sinn haben für anderes. Die Wertschätzung des Diamanten mag zu krankhafter Übertreibung ausarten, aber unbegründet ist die Anerkennung nicht, die dem edelsten der Edelsteine gezollt wird. Ja, noch eine Beziehung lässt sich finden, welche uns mit dem Urtheile der Welt versöhnen kann. Bekanntlich ist der Diamant im Wesentlichen reiner Kohlenstoff in krystallisierter Gestalt. Könnten

wir nicht sagen, wie in ihm der Mensch den Abglanz der Sonne und des Lichtes bewundert, so ehre er in ihm zugleich, wenn auch unbewusst, die bescheidene irdische Spenderin von Licht und Wärme, die Koble?

Pflug und Schwert.

Vergleichung mit besonderer Berücksichtigung ihres Wertes für die Gesittung der Menschheit.*)

(I. Gymnasialklasse.)

Aus einem Metalle bildet der Mensch zwei entgegengesetzten Zwecken dienende Werkzeuge, den Ernährer der Menschheit und den Verderber, das eine die Grundlage aller menschlichen Gesittung, das andere das Sinnbild der rohen Gewalt, des Mörders Gehilfen: Pflug und Schwert.

Das sind vielleicht die ersten Ergüsse unserer Gefühle, wenn wir das Schwert und den Pflug zu einander in Beziehung bringen. Was verdanken wir nicht dem Pfluge! Von ihm gelockert spendet die Mutter Erde reichliche und sichere Nahrung der bedürftigen Menschheit, die sonst auf die kärgliche und unsichere Jagdbeute oder auf den ebenfalls nicht genügenden Ertrag ihrer Viehherden angewiesen wäre. Zu der Kleidung, die uns das Fell des Wildes und die Wolle des Schafes gibt, kommt Dank dem Pfluge die glatte linde Leinwand und ähnliche Stoffe, die der Landbau uns liefert. Doch nicht blos Nahrung und Kleidung schafft uns jenes bescheidene Geräte: noch andere Güter müssen wir von dem Pfluge, dem wichtigsten Geräte des Landbaues, herleiten. Dass wir feste Wohnstätten gründeten, hat ja erst der Ackerbau, wie einerseits notwendig, so andererseits möglich gemacht. Unsere ganze Gesittung, die staatlichen Einrichtungen sind bedingt durch den

*) Vorausgegangen Besprechung von Schillers eleusischem Feste.

Ackerbau: mit einem Worte, der Preis, den unser Schiller in seinem eleusischen Feste der Ceres spendet, —

„Die uns die süsse Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt“ —

dieser Preis darf dem unscheinbaren Geräte zuerkannt werden, das uns der Göttin Gabe vermittelt.

Wie ganz anders sind die Gefühle, mit welchen ein Mensch von milder Gesinnung das Schwert betrachtet! Vielleicht sind noch die Spuren menschlichen Blutes daran zu finden, in das es einst getaucht wurde. Aber auch wenn es rein ist, in unserem Geiste haftet doch die Vorstellung von dem entsetzlichen Gebrauche, zu dem es gefertigt ist. Tötlich demjenigen, an dem es gebraucht wird, ist es ein Unsegen für den, der es führt. Gewaltthätig wird sein Charakter; gewöhnt Gewalt zu üben muss auch er Gewalt fürchten. So raubt ihm das Schwert das Gefühl der Sicherheit: in steter Erwartung eines Feindes muss er stets auf der Hut, stets zur Abwehr gerüstet sein. Wenn er also selbst nicht dem Schicksale verfällt, das er anderen bereitet, so ist ihm doch die Ruhe der Seele geraubt. Und muss er nicht schliesslich auch eine andere Vergeltung fürchten, wenn die menschliche ihn ja nicht erreicht?

Es ist begreiflich, wenn der weich fühlende Mensch mit Schauder von diesem Werkzeuge des Mordes sich abwendet. Indessen dürfte doch nur ein einseitiges und beschränktes Urtheil, das nur den Missbrauch der Waffe — ob Schwert, ob Schiessgewehr — berücksichtigt, hier stehen bleiben. Wir aber dürfen nicht verkennen, welchen Wert bei richtigem Gebrauche die tötliche Waffe für den Menschen hat. Dass uns dieselbe gegen die wilden Tiere schützt, vergessen wir beinahe, nachdem — in unseren Gegenden wenigstens — mit ihrer Hilfe dieselben fast ganz ausgerottet sind. Aber auch gegen die Angriffe böser Menschen bedürfen wir der Waffe, und wenn wir persönlich sie nicht leicht zu ziehen brauchen, so verdanken wir auch dies nur dem Umstande, dass die Obrigkeit und ihre Diener das Schwert tragen, bereit es zum Schutze des Redlichen zu brauchen. Das Schwert des Scharfrichters, das dem

Leben des Verbrechers ein Ende macht, verteidigt mit dem tötenden Streiche Eigentum, Ehre und Leben von Tausenden, und selten ist heute die Notwendigkeit, dass dieser Streich geführt werde, da es in der Regel noch in der Scheide bleibend die Angriffe des Gesetzlosen auf die Friedlichen zurückhält. Und wie im inneren Leben der Völker, so ist auch in dem Verhältnisse der Staaten unter einander das Schwert unentbehrlich. Es mag traurig sein, dass selbst gesittete Völker gegen einander der Schutzwehr bedürfen; aber so lange ein Volk nicht sicher ist, ob es nicht von seinen Nachbarn angefallen, von einem Gewaltthätigen unterjocht werde, so lange muss es im Schwerte seine Rettung finden. Der Gebrauch in solchem Dienste adelt das Schwert und adelt seinen Träger. Denn nicht niedere Triebe lassen es ihn führen; nein, die heiligsten Interessen: Recht, Freiheit, Vaterland will er schützen, und er selbst setzt freudig sein Leben ein, um andere zu erhalten. Er darf einstimmen in das Lied des edlen Sängers, der sein Leben für die Befreiung des Vaterlandes hingegeben hat:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein freudig Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.

Also ist es nicht das Schwert, das wir verabscheuen dürfen sondern nur der Missbrauch desselben. Von der rechten Hand geführt, schützt es, was uns der Pflug erworben, schützt Gesetz und Sitte, Freiheit und Vaterland. Und mit dem rechten Geiste geführt, macht es nicht den Sinn wild, sondern tapfer und aufopferungsfähig. Wohl mag die Hand am Pfluge in treuer Arbeit beitragen zur eignen und zu andrer Erhaltung, es mag bei seiner Handhabung redliche und friedliche Gesinnung gedeihen; aber Fleiß und Rechtschaffenheit machen noch nicht den vollen Mann; erst wer bei redlicher und friedlicher Gesinnung auch die Kraft hat, sich zu schützen, und den Mut, sein Leben zum Schutze der Angehörigen und des Vaterlandes in die Schanze zu schlagen, erst der ist der ganze Mann, wohl dem Volke, dessen Söhne solche Männer sind.

Hand und Maschine.

(I. Gymnasialklasse.)

Wenn der Mensch seinen höchsten Vorzug vor dem Tiere in seinen geistigen Gaben erkennt, so darf er doch über jenem herrlichsten Geschenke ein anderes nicht undankbar übersehen, durch das es ihm möglich ist, in die Körperwelt einzugreifen, durch das er sein Leben erhält und schmückt: die Hand.

Dieses so einfach scheinende, so zweckmäfsig und kunstvoll gebaute Glied befriedigt ihm an sich die notwendigsten Bedürfnisse: sie fasst das feindliche Tier und erdrückt es, sie sammelt Nahrung und führt sie zum Munde, sie flicht aus Bast das Gewand und aus Ruten die Hütte. Und gar mit Werkzeugen, die der menschliche Geist ersann, ausgerüstet, hat sie dem Menschen die Schöpfung dienstbar gemacht: mit der Waffe ausgerüstet, ist er der gefährlichsten Bestie unnahbar, mit Pflug und Sichel erwirbt er reichliche Nahrung, mit Spindel und Webstuhl schafft er sich weiche Kleider, mit Axt und Kelle baut er sich stattliche Wohnungen, die er mit Pinsel und Meißel schmückt. Fast jede Einwirkung des Menschen auf die umgebende Natur geschieht vermittels der Hand. Die Sprache selbst erkennt dies an, indem sie die menschlichen Werke im Gegensatz zu den Schöpfungen der Natur als Werke der Menschenhand bezeichnet.

Doch in neuerer Zeit hat der Mensch einen anderen Gehilfen gefunden, der der Hand viele Arbeit abnimmt, ja, wie einige wohl meinen, die Handarbeit ganz zu verdrängen droht: die Maschine. Wohin wir blicken, arbeitet die Maschine: sie pflügt, sie sät, sie drischt; sie spinnt, webt, strickt, näht; sie bewegt das Dampfschiff und das Dampfross, dass sie mit Windeseile dahinsausen; sie fertigt Papier und bedruckt es, dass in wenig Stunden die Ereignisse des Tages oder die Meinungskundgebungen der Männer von Bedeutung Tausenden durch die Zeitung kundgegeben werden; ja selbst Bilder fertigt sie im photographischen Apparat.

Diese vielfache Anwendung der Maschine lässt annehmen,

dass sie wesentliche Vorteile biete; sonst würde der Mensch nicht das ihm von der Natur gegebene Werkzeug bei Seite setzend sich erst ein künstliches schaffen und verwenden. In der That sind auch die Vorzüge der Maschine am Tage liegend und unbestreitbar.

Vor allen Dingen ist es die Gleichmässigkeit, durch welche sie die grösste Sorgfalt des Menschen überbietet. Man nehme z. B. eine Teilmaschine: sie macht einen Maassstab genau so wie den andern, und alle dem ursprünglichen Masse entsprechend. Die Rädchen, welche zur Uhrenfabrikation von der Maschine gefertigt werden, sind einander so gleich, dass man sie gegen einander austauschen kann. Dann kommt in Betracht die Schnelligkeit, die der Mensch nicht erreichen kann. Eine Nähmaschine näht wohl zehn oder mehr Stiche in der Zeit, in welcher die Hand der geübten Näherin einen Stich macht. Auch wo die Maschine nicht wesentlich schneller arbeitet, als die Menschenhand, vermag sie auf andere Art Grösseres zu leisten, indem sie eine grosse Anzahl von Stücken zu gleicher Zeit fertigt. An der Spinnmaschine werden Hunderte und Tausende von Fäden zu gleicher Zeit gedreht; so bringt sie hundert- und tausendfach zu Stande, was eine Spinnerin vermöchte. Nimmt man noch dazu die Unermüdlichkeit der Maschine, welche unter Umständen Tag und Nacht ununterbrochen fortzuarbeiten vermag, wie etwa eine Kunstmühle oder der Bohrer in den gewaltigen Tunnels der Neuzeit, so begreift man, wie sehr in Bezug auf die Menge der Arbeitsleistung die Maschine der Hand überlegen ist. Endlich kann die Maschine eine Kraft entwickeln, wie sie noch so viele Menschen vereint nicht auszuüben vermöchten. Welche Lasten das Dampffross schleppt, ist jedem bekannt; ich erinnere nur noch daran, welches Gewicht eines Hammers etwa in der Krupp'schen Eisenwerkstätte die Dampfmaschine hebt und genau mit der beabsichtigten Wucht auf den zu schmiedenden Eisenklotz niederschmettern lässt.

Es ist begreiflich, dass bei solchen Vorzügen der Maschine die Hand zu mancher Arbeit nicht mehr angewendet wird, zu welcher man sie sonst heranzog. So beklagen denn manche das

Überhandnehmen der Maschinenarbeit: ja sie sprechen die Furcht aus, dass es bald dem Einzelnen nicht mehr möglich sein werde, von seiner Hände Arbeit zu leben, weil Niemand dieselbe in Anspruch nehmen werde. Indess verkennen diese doch die Vorzüge, welche die Hand immer behalten muss, wegen deren die letztere also immer unersetzbar bleiben wird. Sie lassen sich kurz darauf zurückführen, dass die Hand von einem denkenden Geiste gelenkt wird, welcher im Stande ist jeden Augenblick nach Bedürfnis eine Änderung der Thätigkeit eintreten zu lassen, während die Maschine, sie mag noch so kunstvoll ersonnen, noch so sorgfältig ausgeführt sein, nur regelmässig wiederkehrende Bewegungen vornehmen kann.

Mag der Faden von der Maschine gesponnen und zum Gewebe verarbeitet sein: den Schnitt zum Kleide wird der geschickte Meister allein fertigen können; mag die Schnellpresse Hunderte von Bogen eilig bedrucken, der Setzer wird die Buchstaben zusammenreihen müssen; die Teilmaschine mag Tausende von Uhr-
rädchen fertigen, zusammensetzen muss sie der Uhrmacher.

Ja selbst bei allen Werken der Maschine muss die Menschenhand helfend und regelnd eingreifen; der Faden an der Spule muss von der Arbeiterin geknüpft werden, welche die Maschine beaufsichtigt, der Nähmaschine müssen die Stoffteile eingelegt werden, die sie nähen soll, die Maschine des Dampfschiffes muss von dem Wärter geregelt werden, welcher wieder seine Befehle vom Steuer-
mann empfängt.

Die Befürchtung, dass dem Menschen alle Arbeit von der Maschine abgenommen werden könnte, ist also unbegründet: für ihn bleibt noch immer genug zu thun übrig, um so mehr als er nach Befriedigung eines Bedürfnisses sofort sich neue Zwecke setzt. Wir dürfen demnach volle Befriedigung empfinden, wenn die Maschine uns viele Arbeiten, die entweder durch das erforderliche Mafs der Kraft oder durch ihre Eintönigkeit die Kraft des Menschen erschöpfen, abnimmt: zu erschlaffender Unthätigkeit werden wir darum noch nicht verurteilt werden, nur mehr Zeit

und Kraft bleibt uns nach Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse übrig zur Erreichung höherer Ziele und Ausbildung der geistigen Fähigkeiten.

Sonnenuhr und Taschenuhr.

Vergleichung mit besonderer Rücksicht auf die Fortschritte der Technik und die Bequemlichkeit der Handhabung.

Wenn irgend ein Gegenstand die Fortschritte der menschlichen Kunsfertigkeit und die dadurch erlangte Bequemlichkeit uns anschaulich machen kann, so ist es die Taschenuhr im Vergleich zu der Sonnenuhr.

Das Bedürfnis einer richtigen Einteilung der Tageszeiten führte zu verschiedenen Mitteln dasselbe zu befriedigen; zuerst wohl zur Sonnenuhr. Bei allem Wechsel in der Länge von Tag und Nacht und in der Bahn, welche die Sonne täglich am Himmel durchläuft, gewahrte man leicht, dass die Sonne in der Mitte des Tages immer in derselben Richtung stand, die wir mit Süd bezeichnen. Ein Baum, oder überhaupt ein aufrechtstehender Gegenstand wirft jeden Mittag seinen Schatten in der gleichen Richtung. Dem Beobachter war damit das Vorbild gegeben zu einem Zeitmesser, den er sich konstruierte, den wir, weil seine Angaben von dem Stande der Sonne bestimmt werden, Sonnenuhr nennen. Ein auf ebener Fläche aufrecht gestellter Stab warf den Schatten, ein Strich auf der Fläche, auf den der Schatten Mittags traf, bestimmte die Mittagszeit, andere Striche bezeichneten mehr oder weniger genau andere Tageszeiten.

Fortschreitende Kenntnis der Bewegungen der Sonne vermochte das Instrument etwas zu vervollkommen. Der Stab wurde anstatt aufrecht in der Richtung der Erdaxe gestellt; in höheren Breiten lässt man den Schatten gewöhnlich anstatt auf eine horizontale Fläche auf eine nach Süden gerichtete vertikale Wand

fallen. Dem mit den Bewegungen der Sonne und mit schwierigen Berechnungen Vertrauten ist es ermöglicht nicht blos die Mittagszeit, sondern sämtliche Stunden des Tages mittels der Sonnenuhr genau zu bestimmen.

Freilich dem nicht Eingeweihten bleibt diese Anwendung unzugänglich, und selbst dem astronomisch Gebildeten bleibt diese Methode der Zeitbestimmung umständlich und nicht für alle Zwecke genügend. Dazu kommt noch der Übelstand, dass die Sonnenuhr in der Nacht den Dienst gänzlich versagt, bei bedecktem Himmel auch am Tage.

Wie bequem dagegen ist es uns heut zu Tage gemacht mit der Taschenuhr! Ein Griff in die Westentasche und ein Blick auf das von Glas bedeckte Zifferblatt, so zeigen uns 2 bis 3 von der verborgenenen Mechanik bewegte Zeiger die Zeit. Der Arzt legt den Finger an den Puls seines Patienten, und seine Sekundenuhr vergleichend bestimmt er mit der grössten Genauigkeit die Zahl der Pulsschläge in bestimmter Zeit. Der Schiffskapitän auf dem weiten Ocean vermag durch Vergleichung seiner genau gehenden Taschenuhr — wiewohl er lieber den noch zuverlässigeren grösseren Schiffschronometer befragt — mit dem Stande der Sonne und der Gestirne zu bestimmen, wie weit er in östlicher oder westlicher Richtung gekommen ist. Die Mechanik dieses Werkes ist Tag und Nacht ununterbrochen in Thätigkeit; ja durch die Taschenrepetieruhr ist sogar dafür gesorgt, dass man nicht einmal Licht zu machen braucht, um nach der Uhr zu sehen: ein leiser Druck auf einen kleinen Knopf bewirkt, dass sie mit vernehmlichen Schlägen Stunde, Viertel und selbst Minuten verkündet. Und ein so nützlicher und herrlicher Mechanismus wird — abgesehen natürlich von luxuriösen Einrichtungen — so billig hergestellt, dass jeder, der nur nicht ganz unbemittelt ist, ihn sich anzuschaffen vermag. Ein Tagelöhner besitzt heute einen Zeitmesser, für welchen früher ein Kaiser gerne eine Grafschaft gegeben hätte.

Aber welche Fortschritte musste die Kunstfertigkeit des Menschen machen, bis man diesen künstlichen Zeitmesser in seiner

jetzigen Vollendung und zugleich zu so billigem Preise herstellen konnte! Wollten wir das ganze Getriebe beschreiben, so würde die Nennung fast jedes einzelnen Theiles Anlass geben auf Erfindungen hinzuweisen, welche zur Herstellung derselben notwendig waren. Es genügt aber schon ein rascher Überblick über die wichtigsten Theile, um uns von der Entwicklung, die die Kunstfertigkeit des Menschen machen musste, eine Vorstellung zu geben.

Vor allem musste die Mathematik sich in den Dienst des Menschen stellen. Sie musste die verhältnismässige Grösse der Räder, die Zahl und die Form der ineinander greifenden Zähne bestimmen. Ferner war Kenntniss der Ausdehnung der Metalle in Wärme und Kälte, und Berechnung der Federkraft, die an den einzelnen Theilen wirken soll, notwendig. Es musste sich erst im Laufe der Jahrhunderte durch Übung und durch zweckmässig angestellte Versuche die Fertigkeit ausbilden, die Metalle zu bearbeiten, das Eisen in Stahl zu verwandeln und jene theils wegen ihrer Zugkraft, theils wegen ihrer Zartheit bewunderungswürdigen Federn herzustellen, welche die eigentliche treibende Kraft des Uhrwerkes bilden. Es mussten endlich nicht blos die einzelnen mechanischen Vorrichtungen des Uhrwerks selbst, unter denen ich nur die Auslösung durch Cylinder oder Anker nennen will, erfunden werden, sondern auch die Werkzeuge hergestellt werden, mittels deren es möglich wurde, die feinen Theile zusammen zu setzen, und die mechanischen Vorrichtungen, durch welche jene Theile mit einer Genauigkeit gefertigt werden, die auch die geübteste Hand und das schärfste Auge des Arbeiters nicht zu erreichen vermöchte, und das mit einem so geringen Aufwande, dass der Preis, den man für das künstliche Werk zu bezahlen hat, geradezu geringfügig zu nennen ist.

Gewiss, der Mensch darf sich bei Betrachtung der kunstvollen, handlichen Taschenuhr und Vergleichung derselben mit der einfachen, unhandsamen Sonnenuhr des Erreichten freuen. Doch freilich alle Vollkommenheit besitzt das herrliche Erzeugnis der menschlichen Betriebsamkeit nicht. Die Taschenuhr muss in

bestimmten Zeiten aufgezo- gen werden, sonst bleibt sie stehen; sie ist so empfindlich, dass ein Fall von geringer Höhe, ein Stofs das Werk unbrauchbar zu machen vermag. Ja, sie zerstört sich selbst; denn sei sie aus noch so dauerhaften Stoffen hergestellt: mit der Zeit verlieren die Federn ihre Kraft, die Zähne nützen sich ab, und das Werk verliert an Genauigkeit oder versagt gänzlich den Dienst. Endlich geht auch die vollkommenst konstruierte Taschenuhr nicht so genau, dass sie nicht von Zeit zu Zeit reguliert werden müsste. Dagegen der Schatten der Sonnenuhr geht ohne Wandel Jahrtausende den gleichen Gang; denn ihr Mechanismus ist nicht Menschenwerk, sondern beruht auf der Anordnung des Weltalls, und sie wird dauern, so lange die Sonne und die Gestirne ihre Bahnen am Himmel ziehen.

Zunge und Schreibfeder.

Vergleichung.

(III. Gymnasialklasse.)

Welch' unschätzbare Gabe besitzt der Mensch an der Sprache! Durch sie drückt er seine Bedürfnisse, seine Gefühle, seine Gedanken aus, durch sie vernimmt er die inneren Regungen des Mitmenschen und bereichert sein eigenes Geistesleben. Kaum vermögen wir uns den Zustand vorzustellen, in welchem sich der Mensch befinden müsste ohne Sprache. Erst durch sie werden die geistigen Kräfte, die in ihm schlummern, geweckt und entwickelt; ja, die Vernunft selbst, in welcher er seinen wesentlichen Unterschied und Vorzug vor dem Tiere erkennt, wäre kaum denkbar ohne sie.

Das hauptsächliche Werkzeug zum Sprechen ist die Zunge, die daher als Sinnbild jener Äußerung des menschlichen Geistes gilt und oft als gleichbedeutend für Sprache gesetzt wird. Dieses Werkzeug handhabt sich mit erstaunlicher Leichtigkeit und Un-

mittelbarkeit. Wir denken — das Wort erklingt, hell und frisch zum Ausdruck der Freude, dumpf und gehalten in der Trauer, süß und weich in schmeichelndem Kosen, herb und gellend in bitterer Erregung. Die Artikulation der Klänge und der Tonfall der Stimme schmelzen so sehr zum unmittelbaren, man möchte fast sagen unwillkürlichen Ausdrucke des Gedankens zusammen, dass man glauben möchte, das gesprochene Wort sei selbst in einer fremden Sprache zu verstehen. Dazu gesellt sich, wie von selbst, das Mienen- und Gebärdenspiel und der Blick des Auges, in welchem sich der ausgesprochene Gedanke spiegelt. Hören wir gar einen sprachgewaltigen Meister der Rede, so ist es, als gösse er durch seine Worte seinen Geist in unsere Seele. Ist es ihm einmal gelungen, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, so lässt er uns nicht mehr los: die Bilder, die er vor uns entrollt, erhalten Leben und Bewegung, Gedanken, welche unklar und verschwommen uns vorschweben, entwickelt er zu lichtvoller Klarheit und Bestimmtheit; die Gefühle, welche in uns schlummern, weckt er und setzt sie in Thätigkeit, entfachte Leidenschaft beschwichtigt er: kurz unser Anschauen, Denken, Fühlen, Wollen beherrscht er durch sein Wort und formt unser Herz wie weiches Wachs.

Es ist begreiflich, dass für die Fälle, in welchen das gesprochene Wort den Dienst versagt, der Mensch auf einen Ersatz sann: er fand ihn in der Schrift, deren Sinnbild für uns Neuere, die wir uns zum Schreiben der Feder bedienen, die Schreibfeder ist. Freilich erscheint dieser Behelf dürftig gegenüber dem reichen Ausdrucke der Sprache, die tote Feder ein schwerfälliger Ersatz für die lebendige Zunge. Da sitzt der Schreibende und malt oder kritzelt künstlich ersonnene, mühsam eingeübte Zeichen; der Leser ergreift die starren Zeichen und enträtselt dieselben: nicht der Tonfall der Stimme, kein Blick des Auges, keine Gebärde lässt das Wort aufleben. Wie umständlich, wie unvollkommen! so mag man sagen.

Und doch hat die Schrift eine so ausgedehnte Anwendung gefunden, das es fast scheinen möchte, als wolle sie den münd-

lichen Verkehr aus seinem Rechte verdrängen. Wir lesen mehr als wir hören; wir schreiben mehr als wir sprechen. In's Einzelne einzugehen ist wohl überflüssig; ich erinnere nur daran, dass man wegen des ausgedehnten Gebrauches von Schrift und Druck — der vervielfältigten Schrift — unser Zeitalter das papierene nennt. Schon dieser ausgiebige Gebrauch, der von der Feder gemacht wird — und von den Typen —, lässt auf ihren Wert schliessen. Und in der That finden wir bei genauerer Betrachtung, dass die Schrift, anscheinend ein so dürftiger Ersatz des gesprochenen Wortes, ihre eigentümlichen Vorzüge vor demselben besitzt und weittragenden Einfluss übt.

Den ersten Anstoss zur Erfindung der Schrift mag zwar das Bedürfnis einer Verständigung zwischen räumlich Getrennten gegeben haben, aber zunächst soll doch der Wert hervorgehoben werden, den sie hat als Mittel das Wort zu fixieren. Das gesprochene Wort verweht der Wind, das geschriebene bleibt für alle Zeiten; jenes mag entstellt werden, dieses bleibt unverändert. Drum kündigt das Monument noch späteren Geschlechtern das denkwürdige Ereignis, das Gesetz wurde in ehernen Tafeln eingegraben oder auf Pergament geschrieben dem Archive anvertraut. Die Ergebnisse des Nachdenkens und der wissenschaftlichen Forschungen werden zu Papier gebracht: so bleiben sie aufbewahrt für den folgenden Forscher, der auf den grundlegenden Ergebnissen seiner Vorgänger den Bau der Wissenschaft weiter führen kann. Und was beim Hören überhört, falsch aufgefasst, vergessen werden könnte, das kann er bei genauerem Lesen noch bemerken, richtiger fassen, seinem Gedächtnisse einprägen.

Das gesprochene Wort vernimmt nur der Anwesende, das geschriebene auch der Entfernte; jenes ist nur einem beschränkten Kreise vernehmlich, dieses einer unbegrenzten Zahl. Konnten sonst wenige Glückliche am Munde des Meisters hangend von ihm lernen, so vermögen jetzt Unzählige, welchem Lebenskreise sie auch angehören, in welchen Zonen sie auch leben, aus allen Quellen des Wissens zu schöpfen, die irgendwo sprudeln. Nur

durch die Schrift und deren Vervielfältigung, den Druck, ist die gewonnene Ausbildung der Wissenschaft möglich geworden — und ihre Verbreitung.

Überhaupt die Verbreitung aller geistigen Cultur. Die erhabensten Gedanken, die edelsten Gefühle, die sprechendsten Bilder werden uns durch sie vermittelt; und ist nur unsere Seele richtig gestimmt, so klingen auch ohne Vermittelung des lebendigen Wortes in ihr beim Lesen die Saiten, welche klingen sollen. Vermag ja der gebildete Musiker beim Ansehen einer Partitur mehr von der Composition des Meisters zu vernehmen, als der musikalisch nicht Gebildete, wenn diese Musik von einem vollzähligen Orchester vorzüglich vor ihm aufgeführt wird. Doch wieder zurück in das engere Gebiet, an welches wir gewöhnlich denken, wo vom Schreiben die Rede ist. Die Dichtungen der Sänger aller Zeiten, die zündenden Reden der großen Staatsmänner, die erhebenden Betrachtungen der tiefen Denker und der begeisterten Gottesmänner klingen durch die Schrift in uns und wecken den Sinn für das Schöne, die Begeisterung für Vaterland und Freiheit, für Sittlichkeit und Religiosität. Aus dem beschränkten Gesichtskreise der nächsten Umgebung hebt uns die Schrift und lässt uns schauen, was irgendwo ein Geist geschaut, empfinden, was ein Herz empfunden hat. Ist also die Zunge die Künderin, Vermittlerin, Weckerin des geistigen Lebens, so ist es die Feder, welche nicht vergehen lässt, was ein Geist geschaffen, und welche es allgemein zugänglich macht.

Merkwürdig aber ist noch eine Wirkung der Schreibfeder. Sie ist doch ein so viel gebräuchter Ersatz der Zunge, dass sie fast als Nebenbuhlerin derselben erscheint, welche diese aus dem Gebrauche des Menschen verdrängen möchte; zum mindesten möchte man glauben, die häufige Anwendung der Feder müsse ungetübt machen im Gebrauche der Zunge. Aber im Gegenteil, bei richtigem Gebrauche der Feder lernen wir erst die ganze Macht der Zunge entfalten. Unsere großen Redner, deren zündende Worte die Herzen entflammen, verdanken ihre Meister-

schaft in der Handhabung der Sprache der Feder. In mühsamem Nachdenken machen sie sich die Gedanken klar, die sie aussprechen wollen, und bringen sie in die Form, die sie für die wirksamste halten; sie schmieden und schärfen die Gedanken blitze, welche sie in die Herzen ihrer Hörer schleudern wollen. Erst nachdem die Feder vorgearbeitet hat, gelingt das Werk: das Wort, in welchem die ganze Schärfe des Gedankens, die ganze Glut des Gefühles concentrirt ist, ertönt nun in ungehemmtem Flusse in lebendigem Vortrage und reißt die Hörer unwiderstehlich mit sich fort. Selbst die unvorbereitete Rede des Mannes, welcher sich gewöhnt hat, seine Sprache mit der Feder zu modeln, gewinnt an Bestimmtheit und Kraft; wie von selbst runden sich die Sätze und schliessen sich zu einem wirkungsvollen Ganzen zusammen. *Stilus est optimus magister dicendi*, sagt Cicero, der es wissen muss. Er hat aus den Quellen der Bildung, welche unter den toten Pergamenten rieseln, getrunken, er hat seiner Sprache durch den Griffel Rundung und Wohlklang, Schönheit und Kraft gegeben, und wenn er auftrat, so lauschten selbst Gegner seiner Rede. Und wenn dem Demosthenes ein boshafter Gegner nachsagte, seine Reden röchen nach Lampenöl, so liegt in dieser hämischen Bemerkung die widerwillige Anerkennung eines der Gründe, welche des großen Staatsmannes Reden so herrlich und so wirksam machten, nämlich dass er sie so peinlich vorher ausarbeitete.

Solchen Wert hat der armselige Notbehelf. Die Zunge bleibt das natürliche Sprachwerkzeug, dessen unmittelbare Wirkung durch nichts anderes erreicht werden kann, aber die Feder hat neben ihr die grösste Bedeutung erlangt, als die Bewahrerin, Verbreiterin des ihr anvertrauten Wortes, die den geistigen Gewinn des Einzelnen zum dauernden Eigentum der Menschheit macht, und endlich selbst als das Instrument, das jener erst die vollkommenste Wirkung gewinnen hilft. Mit innigem Dank mag der Mensch zu dem Schöpfer blicken, der ihm in der Zunge das Werkzeug zur Manifestierung und Entwicklung des Geistes gab, mit befrie-

digtem Selbstgefühl darf er die Feder ansehen, durch welche er die verliehene Gabe des Geistes nach allen Richtungen ausgebildet hat.

Palme und Kornhalm.

Vergleichung in Form eines Dialoges.

(I. Gymnasialklasse.)

Die Palme sprach zum Kornhalm: Schwaches Geschöpf, du dauerst mich. Vergebens strebst du aufwärts, und so kleine Höhe du erreichst, so bist du doch kaum stark genug, dich aufrecht zu halten; das Gewicht deiner Ähre beugt dich, ein Lufthauch kann dich knicken. Nicht schön geformte Blätter zieren dich, keine bunte Blüte schmückt dich. Und deines Lebens Zeit ist kurz gemessen; ein kurzer Frühling lässt dich sprießen, und der Sommer ist deines Daseins Ende. Wie darf ich mich dagegen meines Daseins freuen! Jahrhunderte dauert mein Leben; Geschlechter der Menschen sehe ich kommen und vergehen. Hoch in den Äther hebe ich mein Haupt; die Winde brechen mich nicht, ihr Wehen ist mir liebliches Fächeln, in dem sich meine Krone wiegt. Und welche Krone! Gewaltige und doch zart gefiederte Blätter bilden ein kühn geschwungenes, luftiges Dach, unter welchem Menschen und Tiere gerne wohnen. Der Mensch, der von meinen Früchten sich nährt, mit meinen Blättern sich kleidet, von meinem Stamme sein Haus sich baut, weiß mich zu schätzen; denn wem er den höchsten Ruhm des Siegers verleihen will, den schmückt er mit dem Palmenzweige.

Bescheiden erwiderte der Kornhalm: König der Bäume, wer könnte an edler Schönheit mit dir sich messen! Indessen, ist mir auch kein so stolzes Loos zugefallen, wie dir, so kann ich doch immerhin mich des meinigen freuen. Nicht kann ich deines hohen Wuchses, nicht deiner Kraft noch Schönheit mich rühmen, und

kurz dauert mein Leben. Aber dies kurze Leben ist freundlich: des Frühlings Hauch lässt mich üppig sprießen, die Lerche singt über mir ihre Jubellieder, und die liebliche Cyane gesellt sich gerne zu mir. Und wenn der Wind über das junge Saatfeld wehend sammtgrüne Wellen weckt und wenn später der goldenen Ähren Fülle tausendfach schimmert, so freut sich der Mensch des schönen Anblickes. Und mehr noch: er dankt es uns, dass er wieder zu leben habe, bis der nächste Sommer uns neu reifen lässt. Ja er verehrt in uns die Förderer edler Gesittung und geistiger Bildung und schmückt sich gerne mit dem Ährenkranze. Dann bereitet er uns wieder die Stätte, in der wir vor dem Winter geborgen ruhen, bis uns der neue Frühling zu neuem Leben weckt. So geht der Kreislauf unseres Lebens herum durch die Freude des Daseins und das erhebende Bewusstsein Gutes zu wirken und Dank zu ernten.

Der Kohlkopf und der Rosenstock.*)

(I. Gymnasialklasse.)

In einem Gemüsegarten, armer Leute einzigem Besitztum, begann der Kohlkopf ein Gespräch mit seiner Nachbarin, der Rübe.

„Schau’ mich einmal an! welch’ strotzende Fülle! Gestern erst klopfte der Herr prüfend an mich und sprach befriedigt: „„Das geräth! Für diesen Winter braucht mir um grünes Futter

*) Das hier zum Abdruck kommende Stück habe ich noch von keiner Klasse bearbeiten lassen. Ich verfasste es, nachdem ich in einer Klasse einige Vergleichen (Wertvergleichen) hatte machen lassen, um mich des eigenen Missbehagens zu entledigen, das die einseitige Betonung des verstandesmäßig greifbaren Nutzens in mir hervorgerufen hatte, und teilte es der Klasse mit, um anschaulich zu machen, dass es noch andere Standpunkte gebe als den des „Nutzens“.

für die Kuh und um Kraut auf unseren Tisch nicht bange zu sein““. Sag an, Nachbarin, kannst du dich gleichen Wertes rühmen?“

„Nicht zu schnell geurteilt!“ erwiderte die Rübe. „Sähest du etwas tiefer, nicht blos, was auf der Oberfläche ist, so würdest du mich besser schätzen. In der Erde verborgen rundet sich meine Wurzel zu saftiger, nahrhafter Speise, reichlich und ausdauernd, um bis zum nächsten Sommer unserer Herrschaft Nahrung und Labung zu geben. Willst du mich wohl neben dir gelten lassen?“

Der Kohlkopf nickte zustimmend. „Doch du“, so wendete er sich an die im nächsten Beete rankende Melonenstaude, „sage an, was der Herr an dir hat. Dich hegt und pflegt er; aber du scheinst seine Mühe nur spärlich zu lohnen.“

Die Melonenstaude antwortete: „Zahlreiche Früchte trage ich allerdings nicht, aber kostbare. Sie sind der Schmuck der Tafel des Reichen, der übersättigt vom üppigen Mahle an meinem Wohlgeschmack und dem köstlichen Dufte sich labt. Unser Herr ist zu arm, um sich selbst diesen Genuss zu gönnen; er trägt mich zu Markte, und von dem Erlöse schafft er sich an, was von seinen Bedürfnissen der Garten nicht trägt.“

Der Kohlkopf schien befriedigt; ja er machte sogar eine ungelenke Verbeugung, um seinen Respekt vor der Melone zu bezeugen, die bei grossen Herren so viel gelte. „Jetzt begreife ich, dass der Herr dich so hoch hält; aber mich wunderts, was der da bei uns soll“ — er wies auf einen Rosenstrauch —; „Früchte sehe ich keine an ihm, wohl aber bemerkte ich neulich, wie sich der Herr mit ihm zu thun machte, da war seine Hand blutig gerissen an einem Dorn. Wäre ich der Herr, so hätte ich ihn schon längst ausgerissen mit Stumpf und Stiel.“

Da liess sich der Angegriffene vernehmen: „Ob du mich verstehst, Krautskopf, weiss ich nicht; doch will ich suchen, dir die Sache begreiflich zu machen. Ihr kennt doch unseres Herrn Töchterlein. Wenn morgens der Herr mit seiner Arbeit beschäf-

tigt ist und hört ihre Stimme von ferne ihn rufen, so erhebt er sich von seiner Arbeit, und kommt das Mägdlein heran, so fasst er sie beim Kinn und schaut ihr in die munteren Äuglein. Und das habt ihr vielleicht auch schon bemerkt: meistens sieht der Alte ernst und sorgenvoll aus — hat er ja wirklich Not, sich und sein Kind durchzubringen —; aber wenn das junge Ding ihn begrüßt und um ihn spielt, dann leuchten seine Augen und die Falten um den Mund und auf der Stirne verschwinden, und von der kärglichen Mahlzeit, die sie halten, schiebt er ihr immer die besten Bissen zu. Ich selbst habe meine Freude an dem holden Kinde und ziehe meine Dornen ein, so gut ich kann, damit es sich an mir nicht ritze. Doch ich wollte ja von mir berichten. Wenn im Frühling die milden Lüfte wehen und die Sonne alle Keime hervorlockt — diese schönste Zeit des Jahres kennt ihr kaum — dann schwellen meine Augen, und Blätter und Knospen sprießen hervor. Da kommt das Mägdlein alle Tage, zählt die Knospen und freut sich ihres Wachstums, und wenn sie sich öffnen, dann jubelt es und erquickt sein Herz an der Schönheit meiner Blüten. Und das ganze Jahr freut es sich auf die Zeit, da es wieder Frühling wird und die Rosen wieder blühen. Glaubt ihr, dass mich der Herr ausreißen wird?“

Der Kohlkopf begriff zwar nicht alles, was der Rosenstock gesagt hatte, doch ließ er ihn von nun an unangefochten, bis eines Tages er selbst abgeschnitten und verzehrt wurde. Der Rosenstrauch aber blieb stehen und erfreute jährlich von neuem, wessen Herz offen war für das Schöne.

Hans Euler.

(Joh. Gabr. Seidl.)

Schlichte, chronologisch geordnete, besonders den inneren Zusammenhang zum Verständnis bringende Darstellung.

(V. Lateinkl., I. Gymnasialklasse.)

Ein Alpenland war von einem eingedrungenen Feinde bedroht, der es unterwerfen wollte. Die wackeren Bewohner des Landes scharten sich, um die Feinde hinauszuerwerfen. In einem der blutigen Gefechte, die stattfanden, ereignete es sich, dass einer der Landesverteidiger, Hans Euler, einen der Fremdlinge erlegte. Der Bruder des Gefallenen kam zu spät, um diesen zu schützen, und konnte nur noch die letzten Seufzer des Sterbenden empfangen. Aber er schwur diesem, dass er nicht ruhen wolle, bis er ihn an seinem Mörder gerächt habe. Doch zunächst konnte er seinen Vorsatz nicht ausführen, da die Ereignisse des Krieges ihn mit seiner Schar fortführten. Die Eindringlinge sahen sich zuletzt genötigt, das Land zu räumen. Es wurde Friede geschlossen, der dem Lande seine Unabhängigkeit sicherte; die tapferen Landesverteidiger kehrten zurück an ihren häuslichen Herd, so auch Euler; die Truppen des bisherigen Angreifers erhielten Urlaub. Jetzt hielt der rachedürstende Krieger die Zeit für gekommen, die Pflicht gegen seinen Bruder zu erfüllen. Jedoch nicht durch feigen Mord wollte er seinen Feind töten; nein, in offenem Kampfe auf Leben und Tod wollte er ihn bestehen. So wanderte er in seiner Kriegertracht durch das nun friedliche Land zu der einsamen Hütte Eulers. Es war schon tiefe Nacht, als er vor derselben ankam. Sie wurde auf sein Pochen bereitwillig geöffnet und er freundlich begrüßt, und ihm gastlich angeboten, was das Haus enthielt. Doch er lehnte das Anerbieten ab und forderte, sich zu erkennen gebend, Hans Euler auf zum Kampfe auf Leben und Tod. Der Geforderte wies zwar darauf hin, dass, was er gethan, in ehrlichem, gerechtem Kampfe geschehen sei; doch eben im

Bewusstsein, dass seine Sache gerecht sei, nahm er die Forderung an. Nur wolle er den Kampf nicht hier ausfechten, sondern auf freier Bergeshöhe, im Angesichte des Vaterlandes — hoffte er wohl, dass ihn der Anblick stärken werde? — für das er damals gestritten habe, als sein Gegner fiel. Seine weinende Frau verwies er auf die Hilfe der Landsleute, bei denen sie sicher Aufnahme finden würde, wenn er etwa fiele.

Die beiden Gegner giengen die nächste Anhöhe hinan, Euler arglos voran, der Fremde vertrauend hinterdrein. Als sie oben anlangten, erglänzte das Land im Strahl der Morgensonne in aller seiner Pracht. Der Blick auf dasselbe und der Gedanke an die lieben Freunde, mit denen treu vereint er im Kampfe gestanden, wirkte begeisternd auf Euler, und auch der Fremde konnte sich dem Eindrücke nicht entziehen, den die Schönheit des Landes und der stille Friede, in welchem dasselbe lag, auf ihn machten.

Als nun Euler hinunterzeigend sagte: Dieses Land habe er gegen den Angriff des Feindes verteidigt, da konnte der Fremde nicht länger bei seinem feindlichen Vorsatze bleiben. Zwar einmal noch hob er die Waffe, um den Kampf zu beginnen, aber das bessere Gefühl siegte: er ließ den Arm sinken. Er erkannte jetzt an, dass Euler nichts unrechtes gethan; er gab nicht blos seinen Groll auf, sondern bat jenen sogar um Verzeihung.

Die Gründung von Marseille.

Schlichte etc. Erzählung nach G. Schwabs Ballade.

(V. Lateinklasse, I. Gymnasialklasse.)

Die Bewohner einer Griechischen Pflanzstadt in einem Lande, welches die Perser sich unterworfen hatten, sahen sich außer Stande ihre Freiheit zu behaupten. Sie beschlossen, lieber ihre Heimat aufzugeben, als die Unabhängigkeit, und in der Ferne

eine Stätte zu suchen, wo sie eine neue Stadt gründen und in Freiheit leben könnten. Damit sie nicht ihren Plan ändern könnten, verbrannten sie noch vor der Abfahrt ihre Stadt und sprachen einen Fluch über sich und ihre Stadt aus für den Fall, dass sie wieder kehren würden.

Ihre Fahrt ging nach Westen, nach der Küste des mittäglichen Frankreich, das damals von keltischen Volksstämmen bewohnt war. Da wo der Rhone in das Meer mündet, drängten sie ihre Schiffe hinein und fuhren noch eine Strecke gegen die Strömung, bevor sie dieselben vor Anker legten. Der Ort schien ihnen günstig zur Anlegung einer Stadt, und sie rechneten auf freundliche Aufnahme von Seite der Landesbewohner. Zwei Männer entstiegen dem Schiffe, in Stahl gekleidet, der Eine ein edler Jüngling des Volkes, der Andere ein der Landessprache kundiger Dolmetsch.

Sie fanden den König der Segobrigen in Mitte seines Volkes, eben im Begriffe unter freiem Himmel ein Fest zu begehen. Es sollte nemlich die Tochter des Königs, eine liebliche Jungfrau, die Erbin des Landes, vermählt werden. Sie selbst sollte sich aus den Jünglingen des Volkes den Gatten wählen, und das Zeichen der Wahl sollte nach alter Sitte sein, dass sie dem Erkorbenen einen Becher aus dem Rhodan geschöpften Wassers reichte. Als die Fremden kamen, stand sie noch unschlüssig, wen sie aus den Vielen, die ihrer begehrten, wählen solle. Die jungen Kelten schlugen beim Erscheinen der Gewappneten an ihre Schilde, zum Grusse für die Ankömmlinge, wenn sie als Gäste, zum Zeichen der Kampfbereitschaft, wenn sie als Feinde kämen. Doch der Erste der Fremden brach einen Eichenzweig und hielt ihn empor, zum Zeichen, dass er in friedlicher Absicht komme, und drückte in griechischer Sprache seinen Wunsch aus, als Gast an dem Feste teil zu nehmen.

Dem alten Könige gefiel schon der liebliche Klang der ihm unverständlichen Sprache. Nun verdolmetschte der Zweite der Griechen den Vortrag, den der Erste hielt. Man erfuhr die Ge-

schichte der Fremden und die Absicht derselben, unter freien Männern sich eine freie Heimat zu gründen.

Der König war durch den edlen Sinn, den die Griechen bewiesen, und durch ihr gewinnendes Wesen für sie eingenommen und geneigt, ihr Gesuch um Aufnahme zu gewähren. Jedoch für den Augenblick lud er sie erst ein, als seine Gäste an dem Feste teil zu nehmen, über dessen Bedeutung er sie belehrte.

Unterdessen hatte die königliche Jungfrau ihre Aufmerksamkeit ganz auf die Person des ersten Sprechers gerichtet. Derselbe zeigte eine so edle Schönheit, wie keiner der jungen Segobrigen, welche um sie warben; dabei übte der Klang seiner Worte einen mächtigen Zauber auf sie, und wenn sie dieselben auch nicht verstand, so empfand sie doch den edlen Sinn, der den Sprecher beseelte. Jener hinwiederum richtete, während der Dolmetsch seine Worte keltisch wieder gab, seine Augen auf die Jungfrau, und der liebliche Anblick fesselte ihn.

Als nun der Vater die Jungfrau mit dem Worte: „Wähle!“ zur Entscheidung drängte, da fasste sie rasch ihren Entschluss: sie reichte dem Fremdling den Becher. Hoherfreut und mit Dankesworten nahm dieser den Becher und die auf ihn gefallene Wahl an.

Aber nicht gleichmütig nahmen die Stammesgenossen es hin, dass der Fremde ihnen vorgezogen würde, dass ihnen die Braut entrissen würde, auf welche sie allein Anspruch hätten und welche jeder zu gewinnen begehrte. Sie fuhren nach den Schwertern: um ihr Anrecht zu verfechten. Aber der König beruhigte sie. Solche Männer, welche für die Freiheit alles daran gegeben hätten, an Sinn also ihnen gleich seien, sollten sie auch als Brüder betrachten und in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Demnach sollten sie die Wahl seiner Tochter anerkennen.

So geschah es auch. Die Fremden wurden aufgenommen, die Wahl der Jungfrau anerkannt, und in Jahresfrist stand auf der Stelle, wo das Hochzeitsfest gefeiert worden war, eine neue,

freie Stadt, Massilia, das heutige Marseille, das noch heute blüht im Kranze einer südlichen Vegetation, welche durch die fremden Ansiedler dahin verpflanzt worden ist.

Die Uhland'schen Balladen:

„Der Überfall im Wildbad“ und „Die drei Könige zu Heimsen“

sollen in eine Erzählung verwandelt werden, welche chronologisch geordnet, in schlichter Darstellung hauptsächlich den inneren Zusammenhang zum Verständnis bringt.

, (I. Gymnasialklasse.)

Graf Eberhard, genaunt der Greiner oder auch der Rauschebart, hatte schon ein langes Leben hinter sich, in welchem er manchen blutigen Strauß ausgefochten hatte (6). Um seinen alten, narbenbedeckten Leib zu stärken, begab er sich einmal, wie schon manchen Sommer (1), nach Wildbad, einem offenen (16) Marktflecken (4 Markte) im Enzthale (3), wo ein heißer (2), wasserreicher (5) Quell von bewährter Heilkraft (2), der dem Orte den Namen gegeben hat, entspringt. In diesem Quelle erquickte (6) er sich täglich (4), und das fromme Gebet um Kräftigung (5) fand Erbörung (12).

Aber während er sich in Frieden und Sicherheit wähnte (2), drohte ihm ernste Gefahr. Er hatte nemlich gefährliche Feinde an der Ritterschaft seines Landes (7, 9 die Wappen; 17, 19). Diese war unzufrieden mit der Herrschaft Eberhards, weil er den Landfrieden aufrecht hielt und sie zur Erfüllung ihrer Lehnspflichten zwang (19). Sie hatten sich in einem Bunde vereinigt, welcher den Namen „die Schlegler“ annahm (8). Jetzt, wo Graf Eberhard ohne Kriegsmacht (2) in dem offenen Flecken (16) fern von seiner Hauptstadt Stuttgart (1, 3 und die Beschreibung des Weges 1—3) weilte, hielten sie die Gelegenheit für gekommen

einen Handstreich gegen ihn auszuführen. Sie vereinbarten ihren Plan dahin, dass bewaffnete Scharen, die eine unter Anführung des Eberstein von der obern Seite des Thales, die andere unter Anführung des Wunnenstein von der unteren Seite, gleichzeitig unerwartet ansprengen sollten, um den Grafen, dem in dem von steilen, unwegsamen Berghängen eingefassten Thale jeder Ausweg unmöglich wäre, zu fangen.

Wenig fehlte, so wäre ihr Plan geglückt. Eberhard bekam die Kunde von dem Nahen seiner Feinde, als er sich gerade im Bade befand. Obgleich er sich über die Überlegenheit derselben nicht täuschen konnte, rüstete er sich doch, so gut er konnte, zur verzweifelten Gegenwehr. Doch nicht seine Tapferkeit sollte ihn retten, sondern die Anhänglichkeit eines geringen Unterthanen. Es war ein armer Hirte, der dem Grafen eifrig besorgt die erste Nachricht vom Nahen der einen feinlichen Schar gebracht hatte. Dieser erbot sich, den Grafen auf nur ihm bekannten und für Rosse ungangbaren Wegen zu führen. Das Hoffnungslose eines Kampfes einsehend (8 und 10), entschloss sich der Graf, so ungewohnt es ihm auch war (17 Held von stolzer Art, 12yð), zur Flucht. Aber bei der Hitze des Tages und auf beschwerlichem, oft ungebahntem Steige versagte dem alten Manne bald die Kraft. Der Hirte, sich des Alters und der Hobeit seines Herrn erbarmend, nahm ihn auf seinen Rücken und brachte ihn endlich in Sicherheit.

Zum Andenken an diese Begebenheit liefs der Graf eine Münze prägen. Er belohnte die Treue des Hirten reichlich mit solchen Münzen; mehreren der Ritter vom Schleglerbunde liefs er, um sie zu höhnen für das Scheitern ihres Unternehmens, ein Stück derselben zukommen. Wildbad aber liefs er mit Mauern umgeben, damit dort künftig Niemand gefährdet werde, der seine Gesundheit suche.

Die Schlegler aber liefsen sich durch das Mislingen ihres Streiches nicht entmutigen. Sie hielten eine glänzende Versammlung zu Heimsen. Ihre drei Könige — so nannten sich prahlend die Häupter des Bundes — und zahlreiche Ritter hatten sich ein-

gefunden: alle, die an dem Überfall in Wildbad teilgenommen hatten, bis auf den Wunnenstein, waren dabei. Dort schmiedeten sie neue Pläne, wie sie den Greiner in ihre Gewalt bekommen könnten.

Von dieser Zusammenkunft erhielt Eberhard noch rechtzeitig Nachricht. Er fand die Zeit gekommen, den Überfall in Wildbad zu vergelten und die trotzigen Ritter zu demütigen. In aller Stille, dass keine Kunde zu den Feinden dringe, brach er auf, und im Dunkel der Nacht und begünstigt von einem dichten Nebel umstellte er Heimsen mit seinen zahlreichen Scharen, zu denen auch die Bauern des ganzen Gau'es, von ihm aufgeboten, bereitwillig sich gesellt hatten. Um den Widerstand der Eingeschlossenen desto sicherer zu brechen und Blutvergiessen zu vermeiden, liefs er in derselben Nacht um die alten Mauern des Städtchens Brennstoffe häufen: nur vor einem Thore liefs er den Platz frei, weil er die Feinde nicht zum Äußersten treiben, sondern ihnen die Möglichkeit der Rettung durch Unterwerfung lassen wollte. Keine Kunde von dem, was draussen vorgieng, drang in die Stadt; kein Wächter bemerkte etwas.

Als man am Morgen des umlagernden Feindes gewahr wurde, versuchten die Schlegler zwar anfangs Widerstand mit den Waffen, aber als auf Eberhards Befehl das Feuer rings um die Stadt entzündet war und schon die Stadt selbst zu verzehren drohte, gaben sie den Widerstand auf und beschlossen sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. In demütiger Haltung zogen sie zu dem freigelassenen Thore heraus als Gefangene Eberhards.

So hatte Eberhard Vergeltung geübt für den Überfall im Wildbad, und in seiner Hand lag es nun, der stolzen Ritterschaft einen dauernden Frieden aufzuzwingen.

Vergleichung des Verhaltens des Q. Tit. Sabinus und des L. Auruncul. Cotta beim Aufstande des Ambiorix.

(Caes. bell. Gall. V, 26 — 37).

(I. Gymnasialklasse.)

Der schwerste Verlust, den Cäsar während seiner Statthalterschaft in Gallien erlitt, war wohl die Vernichtung von anderthalb Legionen durch Ambiorix. Der Bericht Cäsars über dieses Ereignis, den wir im fünften Buche seiner Denkschrift über den gallischen Krieg lesen, ist bei aller Kürze, und obwohl derselbe keine direkte Anklage ausspricht, doch darauf angelegt, dass man die Schuld an dem Unglücke in der Führung der Truppen suchen muss. Dies erreicht Cäsar besonders dadurch, dass er den Gegensatz, in welchem die beiden Führer zu einander stehen, bei jeder Gelegenheit hervorhebt und uns dadurch zur Vergleichung ihres Verhaltens und zur Beurteilung desselben herausfordert. Wir wollen auf Grund seines Berichtes diese Vergleichung anstellen.

Der Überfall eines aufständischen Volkes auf das befestigte Winterlager von 1½ Legionen war abgewiesen; das Haupt der Empörer suchte unter Beteuerung seiner freundlichen Gesinnung durch Darstellung der Gefahr, welche der römischen Besatzung drohe, durch das Versprechen, dieselbe ungefährdet abziehen zu lassen, die Führer der Römer zum Verlassen ihres Winterquartieres zu bewegen. Es wurde ein Kriegsrat gehalten, in welchem die beiden Legaten, welche den Befehl über die Besatzung hatten, Q. Titurius Sabinus und L. Aurunculejus Cotta hauptsächlich das Wort führten. Fast jedes Wort des Cäsarischen Berichtes sowohl über diesen Kriegsrat als über das spätere Verhalten der Führer ist darauf berechnet, uns den Gegensatz dieser Männer deutlich zu machen. Cotta ist entschieden gegen Annahme dieses Vorschlages. Er weist darauf hin, dass man einen Angriff auch

größerer Streitmacht abschlagen könne, dass man mit Lebensmitteln hinreichend versehen sei, um auszuhalten, bis Entsatz komme; er hebt hervor, dass ohne Genehmigung Cäsars sie nicht abziehen dürften, endlich macht er noch aufmerksam auf das Schimpfliche, wenn man Maßregeln auf Anraten des Feindes treffe. Cotta also erkennt, was Klugheit, Soldatenpflicht und Ehre fordern. Titurius Sabinus bleibt taub gegen diese Vorstellungen: er sieht nur die Gefahr, in welche man durch Abwarten kommen könne; er sucht nur nach Gründen, um dem Ambiorix, der sich doch an eben diesem Tage treulos bewiesen hat, Glauben beimessen zu können: die Furcht hat ihm das Urteil geraubt und des Ambiorix verstellte Freundlichkeit ihn berückt.

Doch nicht genug damit. Er begeht den schwersten Fehler, den ein Feldherr in Bezug auf die Kriegszucht machen kann: da seine Gründe nicht verfangen, trägt er den Streit unter die gemeinen Soldaten: „Diese“, so ruft er, „werden Rechenschaft von euch fordern“: der Führer streut damit den Samen einer künftigen Meuterei.

Cotta gibt endlich nach. Man mag darin einen Mangel an Festigkeit finden; doch ist sein Nachgeben wohl aus dem Verlangen zu erklären, dass die Disciplin des Heeres nicht durch Streitigkeiten der Führer gelockert werde.

Über die Misstände, die den Ausmarsch des Heeres begleiteten, wollen wir hinweggehen, da sie eben notwendige Folgen des übereilten Entschlusses waren, und betrachten sogleich das Verhalten der beiden Legaten bei dem Überfalle, den Ambiorix während ihres Marsches machte. „Titurius“ — ich gebe Cäsars Worte mit wenig Abkürzungen — „der nichts vorausgesehen hatte, benahm sich fassungslos und mutlos; Cotta, der an solche Möglichkeiten gedacht hatte, ließ es an nichts fehlen und erfüllte die Pflichten eines Führers und die eines gemeinen Soldaten“.

Wir dürfen den weiteren Verlauf des Gefechtes größtenteils übergehen; nur das Ende der beiden Legaten gibt uns Gelegenheit, sie nochmals einander gegenüber zu stellen. Als Titurius

das Heer in schwerer Bedrängnis sieht, schickt er, der Römer, zu dem Feinde und bittet um Schonung; dem doppelzüngigen Worte des Feindes, der zweimal binnen 2 Tagen seine Treulosigkeit bewiesen hat, traut er soweit, dass er auch die Waffen weglegt: dafür findet er den schmachlichen Tod, den er verdient.

Cotta, bei dem in Folge seiner Verwundung Schwäche eher entschuldbar wäre, antwortet auf des Sabinus Aufforderung, sich ihm beim Gange zu Ambiorix anzuschließen, mit Römerstolz: er gehe nicht zu einem bewaffneten Feinde. Diesmal bleibt er fest bei seinem Worte; er fällt, aber er fällt in ehrenvollem Kampfe.

Stellen wir noch einmal in Kürze die Ergebnisse zusammen. Sabinus erkennt nicht, was not thut, und verschließt sich, von Furcht bethört, den Vorstellungen; er verletzt sogar an seinem Teile die Disciplin; in der Gefahr selbst verliert er die Besinnung völlig und, nicht belehrt durch zweifache Erfahrung, nicht zurückgehalten vom Ehrgefühl, vertraut er sich dem treulosen Feinde an.

Cotta, der von Anfang erkannt, was Klugheit, Pflicht und Ehre gebieten, beweist sich fest in der Gefahr, er rettet, was zu retten ist, wenn nicht das Leben, doch die Ehre. Seine Nachgiebigkeit, die freilich verhängnisvoll werden soll, ist mindestens zu entschuldigen durch die Rücksicht auf die Erhaltung der Einigkeit; den damit gemachten Fehler sühnt er, soviel an ihm liegt, durch energisches Handeln und zuletzt durch einen ehrenvollen Tod.

Fragen wir jetzt noch, wen die Schuld an der Vernichtung so zahlreicher und braver Truppen — denn an der Tüchtigkeit der Soldaten lässt Cäsars Bericht keinen Zweifel — trifft, so ist unser Urtheil nicht mehr schwankend: Titurius ist schuldig; die Befolgung von Cottas Ratschlägen hätte sie retten können.

Warum gewinnen die Gallier bei ihrem Kampfe unter Vercingetorix unsere Teilnahme in höherem Grade als sonst?

(I. Gymnasialklasse.)

Jeder edel Denkende ist geneigt, absehend von dem, was man politische Zweckmäßigkeit oder Notwendigkeit nennt, bei einem Kampfe, den ein Volk gegen einen fremden Eroberer führt, sich auf Seite des Angegriffenen zu stellen. Wir nehmen Partei für die Griechen in dem Kampfe gegen die Perser, aus welchem sie siegreich hervorgehen, wie in dem Kriege gegen Philipp, der mit dem Untergange ihrer Selbständigkeit endet: wir beklagen das Schicksal Karthagos, obwohl die römische Geschichtschreibung das ihrige gethan hat, um uns gegen diesen Staat einzunehmen; selbst für die Perser, denen wir bei unserer Vorliebe für die Griechen als deren alten Feinden nicht zugethan sind, erwacht unser Mitgefühl bei Alexander's Eroberungszuge.

Ein ähnliches Gefühl der Teilnahme empfinden wir wohl auch bei der Lektüre der Cäsarischen Berichte über die Unterwerfung Galliens. Jedoch gestehen wir es uns — nicht überall macht sich dieses in gleichem Grade geltend. Die Tapferkeit der Nervier, welche den gewissen Tod der Flucht vorziehen, mag unsere Bewunderung hervorrufen, die Berufung des Dumnorix, den Cäsar als Rebellen niederhauen lässt, auf die Freiheit Galliens uns erinnern, dass er für diese stirbt: aber die Teilnahme für die Gallier bleibt nur eine vorübergehende Aufwallung, unser Herz ist meistens bei Cäsar und dessen Heere. Erst bei der Lektüre des siebenten Buches ändert sich unsere Stimmung. Wir erwärmen uns für das Volk und seinen Führer: die Opfer, die sie bringen, rühren uns, ihre Siege erfreuen, ihre entscheidende Niederlage betrübt uns.

Wie kommt das? so fragen wir uns. Sind doch die Kriegsführenden dieselben wie bisher: auf der einen Seite Cäsar, der

schon durch seine bisherige Kriegsführung wenn nicht unsere Parteinahme, doch unsere Bewunderung errungen hat und eben in dem in Rede stehenden Kriege wo möglich in noch höherem Grade erringt, und sein Heer, das alle Eigenschaften entwickelt, die des Sieges würdig machen, auf der andern Seite dieselben Gallier, welche wir sechs Jahre lang haben untergehen sehen, ohne wärmeren oder nachhaltigen Anteil an ihnen zu nehmen.

Nicht unwesentlichen Einfluss auf die Erhöhung unseres Interesses mag wohl der Umstand haben, dass, während früher eine Völkerschaft nach der andern unterworfen wurde, diesmal fast ganz Gallien geeint dem Eroberer entgegen tritt und die Entscheidung über das Schicksal des ganzen Volkes sich in einem einzigen Ereignis, der Überwältigung des in Alesia eingeschlossenen Vercingetorix und der zu seiner Entsetzung herbeigeströmten Scharen, vollzieht. Es wird uns klar, dass über das Schicksal Galliens unwiderruflich das Los geworfen wird. Diese Erkenntnis von der Bedeutung der Entscheidung ist an und für sich geeignet den Eindruck derselben zu verstärken und das Gefühl des Mitleides für das geknechtete Volk vollkräftig wirken zu lassen.

Mehr jedoch trägt vielleicht das Betragen der Gallier bei. Denn sie entwickeln Eigenschaften, welche wir vorher nicht oder nicht in gleichem Masse an ihnen wahrnahmen. Zunächst erfreut uns die Einmütigkeit, mit der sie gegen den fremden Eroberer zusammenstehen. Zwar wird uns auch diesmal nicht ganz gespart die Wahrnehmung von Stammeseifersüchteleien und Rangstreitigkeiten, wie sie die Häduer gegenüber dem Arverner Vercingetorix üben, von selbststüchtiger und dünkelfhafter Absonderung, wie die Bellovaken sich zu Schulden kommen lassen, aber diese trüben Flecken verschwinden in dem hellen Lichte, welches auf die Unternehmung fällt von der Einmütigkeit, mit der sich Völker und Fürsten der Führung des Vercingetorix unterstellen, und von der Selbstverleugnung einzelner Völker, welche wissend, dass die Furie des Krieges zuerst gegen sie wüten werde, doch um des gemeinsamen Wohles willen sich zum Opfer bieten.

Ferner erscheint auch sonst der Volkscharakter in günstigerem Lichte. Wir haben die Gallier sonst kennen gelernt als ein leichtbewegliches Volk, bereit zwar zu kühnem Wagen, aber nach einem Misserfolge sofort gebrochenen Mutes, tapfer zwar in heißem Streite, aber nicht geneigt, die Mühsale und Entbehrungen eines Feldzuges zu ertragen und in Geduld die Frucht des Sieges reifen zu lassen. In dem jezigen Kampfe verleugnen sie das frühere Feuer nicht — Beweis dessen jene Probe von Todesmut, welche die in Avarikum Eingeschlossenen ablegten, die selbst Cäsar Bewunderung abzwang, und die Selbstaufopferung, mit der sie die Schanzen Cäsars bei Alesia stürmten —; zugleich aber beweisen sie aner kennenswerte Ausdauer und Selbstüberwindung. Sie opfern Hab und Gut, indem sie ihre Fluren verwüsten, ihre Städte den Flammen preisgeben; sie lernen Schanzen bauen und regelmäßigen Wachdienst üben, Dinge, die dem heißblütigen, ungeduldigen Temperamente schwerer ankommen, als die Entscheidung mit Gefahr des Lebens zu suchen, sie lassen es sich gefallen, dass Vercingetorix die ersehnte Entscheidung hinausschiebt. Einmal zwar fehlt wenig, dass ihr Erbfehler, der Wankelmut, über sie die Herrschaft gewinne: sie beschuldigen den Vercingetorix ohne zureichenden Grund des Verrates. Aber da dieser den Vorwurf gebührend zurückweist, schenken sie ihm nicht blos ihr Vertrauen wieder, sondern sie lassen es sich auch gefallen, dass Vercingetorix ihre Charakterfehler ihnen vorhält, und von da an lesen wir nichts mehr von dergleichen Vorgängen. Wir sind berechtigt zu dem Urtheile, dass die Gallier ihre alten Tugenden, anstürmenden Mut und Opferwilligkeit, bewähren, ihre Fehler, Mangel an Disciplin und an Ausdauer, fast ganz überwinden.

Wenden wir den Blick vom Volke auf den Feldherrn. Welcher von den frühereren Führern darf sich Vercingetorix an die Seite stellen? Einsicht, was not thue, Energie in der Durchführung des als notwendig Erkannten, nur der unerlässlichen Rücksicht auf die Stimmung seiner Landsleute weichend, die Kunst, seine Landsleute zu beherrschen, und endlich, als alle Mittel zur Rettung seines

Volkes erschöpft scheinen, der Edelsinn, mit dem er sich freiwillig hinopfert nicht zum Schlachtentode, den der Held nicht fürchtet, sondern der Schmach, im Triumphe aufgeführt und danach abgeschlachtet zu werden, diese Eigenschaften gewinnen ihm mehr als unsere Teilnahme, sie erfüllen uns mit Bewunderung.

Ein Volk, dessen Stämme, aufgebend die nationalen Eifersüchteleien und Sonderinteressen, einig zusammenstehen, um den fremden Eroberer zu vertreiben, dessen Krieger stürmischen Mut und ausdauernde Beharrlichkeit vereinigen, ihrem Führer Gehorsam und Vertrauen beweisen, ein solches Volk, geführt von einem Vercingetorix, unwiderruflich unterliegen zu sehen, das muss die lebhafteste Teilnahme wecken. Denn dies Volk, mag es auch in früheren Kämpfen schwere Fehler begangen und damit sein Schicksal herbeigerufen haben: in diesem Kampfe hat es das Mögliche gethan, und wir urteilen: Die Gallier unter Vercingetorix hätten ein besseres Schicksal verdient.

Numitor erkennt seine Enkel Romulus und Remus.

(Liv. I.)

Aufgabe: Der Vorgang soll so berichtet werden, dass der Leser, ohne Einleitung in medias res geführt, Vorgeschichte und weiteren Verlauf der Handlung aus demselben erschließen kann.

(I. Gymnasialklasse.)

Vor Numitor erschienen Schergen des Königs, einen gefesselten Jüngling mit sich führend. Sie meldeten dem Numitor, der König, sein Bruder, sende ihm einen Mann, der, der Aussage derer, die ihn gefangen, zufolge die Besitzungen des Numitor durch Raubzüge unsicher mache. Numitor möge nach Gefallen mit ihm verfahren.

Numitor betrachtete den Angeschuldigten. Kühn genug sah

er aus, um ein solches Gewerbe zu üben, doch in den jugendlichen Zügen war etwas Edles, das seine Aufmerksamkeit und Teilnahme weckte. Er entließ die Schergen und begann ein Verhör.

Remus, so nannte sich der Angeklagte, erklärte die Anklage für falsch; im Gegenteil, die ihn gefangen, seien Räuber, die sich Rache verschaffen wollten, weil er ihnen das Handwerk gelegt. Nämlich er und sein Zwillingsbruder Romulus hätten schon etliche Male Räuber, die in die Herden ihres Vaters, des k. Hirten Faustulus, einfielen, vertrieben und, mit anderen jungen Leuten verbündet, jenen schon manchen Raub abgejagt. Wohl aus Rachsucht hätten die Räuber die Gelegenheit abgepasst, da die Brüder mit ihrem Freunde das Luperkusfest mit Scherz und Spiel feierten, und sie überfallen. Doch nicht ganz sei ihnen der tückische Plan gelungen. Denn Romulus habe, obwohl ungerüstet, sie doch mit Gewalt zurückgewiesen; nur ihn, den sie gleich beim ersten Anlauf überwältigt, hätten sie mit sich fortgeschleppt.

Mit wachsender Teilnahme hatte Numitor dem Berichte zugehört. Die freimütige Rede machte den Eindruck der Wahrheit und gewann das Herz für den kühnen Jüngling um so mehr, als die Haltung und die Gesichtszüge ebenfalls für ihn sprachen. Es nahm Numitor wunder, wie ein Mensch von so niedriger Abkunft an Aussehen und Sinnesart so adelig sein könne, und als er gar von einem Zwillingsbruder des Angeklagten hörte, da dachte er an andere Zwillinge, seine Enkel, die Zwillingskinder seiner Tochter Rhea Sylvia, die wenn sie nicht umgekommen wären, jetzt ebenso alt sein möchten, wie diese Zwillinge, die ebenso in Jugendkraft und Heldenkühnheit vor ihm stehen könnten, wie dieser Jüngling, ja, — Welch' ein Gedanke! — die auch äußerlich ihm gleichen würden; denn dieser Remus trug in Wuchs, Haltung und Angesicht die Züge von Numitors Geschlecht.

Doch ehe der Greis diese Gedanken weiter verfolgen konnte, meldete man ihm zwei Männer, die ihn in dringlicher Sache zu sprechen beehrten. Es waren Faustulus und Romulus. Ersterer begann: Er habe erfahren von der schweren Anklage, die gegen

Remus erhoben worden sei. Zwar wisse er, dass Remus nicht schuldig sei; aber die Gefahr desselben nötige ihn, ein Geheimnis zu offenbaren. Romulus und Remus seien nicht seine leiblichen Kinder, wie dieselben bisher geglaubt; er habe dieselben unter wunderbaren Umständen ausgesetzt gefunden und seiner Gattin Acca Larentia zum Aufziehen gebracht. Da er um dieselbe Zeit ein Gerücht vernommen, dass der König Zwillinge der Rhea Sylvia habe aussetzen lassen, so habe er gleich vermutet, dass seine Findlinge diese Zwillinge seien, aber es für geraten gehalten, strenges Geheimnis zu beobachten. Daher habe er die Kinder als seine eigenen gehalten. Seine Vermutung sei auch durch die Charakteranlage der heranwachsenden Knaben bestärkt worden. Denn von klein auf hätten sie Lust zur Jagd gehabt, kühn die gefährlichsten Bestien bestanden, dann im Bunde mit anderen es mit Räubern aufgenommen, und seien von allen leicht als Führer anerkannt worden. So habe sich der hochstrebende Sinn und das Herrschertalent in ihnen geoffenbart. Jetzt, wo Gefahr sei, dass Numitor auf falsche Anklage hin den eigenen Enkel hinrichten lasse, habe er sich genötigt gesehen, das streng gehütete Geheimnis zu offenbaren.

Numitor, der durch die Erzählung des Hirten die eigenen Zweifel gelöst und, was er nicht mehr zu hoffen gewagt hatte, erfüllt sah, begrüßte hochofrenut die beiden Brüder als seine Enkel. Doch nicht lange gab man sich müßiger Freude hin. Numitor wies auf die Gefahr hin, die seinen Enkeln von dem Argwohne und dem Hasse des Amulius drohe. Ihn, den älteren Bruder, habe dieser vom Throne verdrängt, dann, um den mit Unrecht gewonnenen Thron zu sichern, seine Söhne aus dem Wege geräumt, seine Tochter Rhea Sylvia unter dem Scheine, sie zu ehren, durch Ernennung zur Vestalin zu Kinderlosigkeit verurteilt und, als sie trotzdem Zwillinge geboren, sie selbst ins Gefängnis geworfen und die Zwillinge dem Tode geweiht. Die Götter hätten es gnädig gefügt, dass die letzte Unthat mislang; aber nun müssten sie das ihrige thun. Wenn nicht die Rache für so viele Greuel, nicht das Verlangen, die widerrechtlich entrissene Herrschaft wieder zu ge-

winnen, dazu bestimme, so nötige die Rücksicht auf die eigene Sicherheit zu kräftigem Handeln. Denn Amulius werde, wenn er etwas erfahre — und geheim halten könnten sie die Sache nicht, selbst wenn sie wollten — nicht eher ruhen, als bis er die gefürchteten Sprösslinge vernichtet habe.

Alle — auch Faustulus — waren bereit mitzuwirken. Bald war man über folgenden Plan einig. Faustulus und Romulus sollten zunächst heimkehren, Remus zum Scheine im Gewahrsam seines Grossvaters bleiben, Romulus, der versicherte, dass seine bisherigen Gefährten ihm zu jeder That folgen würden, sollte zu bestimmter Zeit den Amulius in seinem Schlosse überfallen. Mit seinen Gefährten würde er verabreden, dass sie sich einzeln auf verschiedenen Wegen — damit ihr Anzug keinen Verdacht erzeuge — zu gleicher Zeit vor dem Schlosse einfänden. Ebenso sollte Remus mit einer Schar von zuverlässigen Leuten des Numitor eintreffen. Mit soviel Mannschaft konnte man hoffen, die Wachen des Amulius und ihn selbst zu überwältigen. Auch der greise Numitor wollte in seiner Weise zum Gelingen des Planes mitwirken. Er wollte nemlich, wenn bei dem voraussichtlichen Lärmen Bewaffnete auf die Strasse stürzten und nach dem kgl. Schlosse zueilten, diese auffordern, die Stadtburg gegen die eingedrungenen Feinde zu besetzen, und auf diese Art verhindern, dass man dem Könige zu Hilfe komme. Nach Ermordung des Königs werde dann keine Schwierigkeit sein in einer Volksversammlung den rechtmässigen König in seine Herrschaft einsetzen zu lassen.

Philopömen als Kriegermann.

(Nach Plutarch *Philop.* 1 — 13.)

(II. Gymn.-Klasse.)

Noch einmal, ehe Griechenlands Freiheit unwiderruflich untergieng und die Gesicke des edelsten Volkes in den immer unwiderstehlicher flutenden Strudel der römischen Eroberungen ge-

zogen wurden, sollte ein letzter Schimmer des alten Glanzes über ihm leuchten, eine letzte Entfaltung der alten Heldengröße einen wenn auch kurzen Traum der alten Macht und Selbständigkeit heraufzaubern. Im achäischen Bunde entwickelte sich noch einmal eine Bildung, welche, ohne die von den Griechen fast im Übermaße geliebte Freiheit zu unterdrücken, doch einen nennenswerten Teil des Volkes zu einheitlichem Handeln verband, an Philopömen fand der Bund einen Kriegermann, der die geeinten Kräfte zum Siege zu führen verstand.

Der große Biograph Plutarch hat auch diesem Manne eine Lebensbeschreibung gewidmet. Wenn wir nach derselben auch nicht alle verwickelten Verhältnisse jener Zeit übersehen können, so ist doch das Charakterbild des Mannes bestimmt und sicher gezeichnet; insbesondere genügt schon die erste Hälfte der Lebensbeschreibung (c. 1 — 13), um alle die Eigenschaften zu erkennen, die für seine kriegerische Thätigkeit wesentlich sind. Ich will versuchen, die bei der Lektüre empfangenen Eindrücke kurz zusammenfassend darzustellen.

Schon in seiner Jugend sprach sich eine entschiedene und bewusste Neigung zum Kriegswesen aus. Den Künsten, die dem Soldaten zweckdienlich sind, widmete er sich mit Eifer, als Fechten, Reiten; dagegen wendete er sich, obwohl er Geschick zum Ringkämpfer bewies, mit Entschiedenheit von der Athletik ab, weil er sich hatte sagen lassen, dass die Lebensweise des Athleten in mancher Beziehung zum Soldatenberuf untauglich mache. Als dann die Zeit kam, da er in den Reihen seiner Mitbürger ausziehen durfte — wozu Streifzüge ins Lakonische manchen Anlass boten —, da setzte er etwas darein, der vorderste beim Auszug, der hinterste bei der Heimkehr zu sein. War er wieder zu Hause, so hielt er durch Anstrengungen und einfache Lebensweise seinen Körper stark und gewandt. Ebenso bekundeten alle seine Studien die Richtung auf das Militärische. Selbst bei der Lektüre Homers hielt er sich wesentlich an die Stellen, welche die Tapferkeit zu wecken und zu steigern geeignet wären. Besonders

studierte er des Euangelus Taktik, die Berichte über Alexander hatte er tüchtig inne. Charakteristisch ist bei diesen Studien die Abneigung gegen alles bloß Theoretische, die er ausdrücklich aussprach und durch sein Verfahren bekundete. Denn mit besonderer Vorliebe studierte er die taktischen Aufgaben an Ort und Stelle, indem er auf Reisen auf den verschiedenen Bodenformen überlegte, welche Einwirkung dieselben auf die Bewegungen eines Heeres üben müßten, wie er auch solche Fragen seinen Begleitern aufwarf. Wie mächtig der Drang zu kriegerischer Thätigkeit in ihm war, davon zeugt auch, dass er noch als Mann und selbst in vorgerückten Jahren sich nach Kreta begab, das eine Mal auf eigene Hand, gewissermassen zu seiner militärischen Schulung, das andere Mal einer Berufung der Gortynier Folge leistend, um seine Gabe nicht rosten zu lassen.

Philopömen hatte seinen Beruf richtig erkannt. Zunächst zeigte er das durch seine Tapferkeit und Gewandtheit im Kampfe. Als der König von Sparta Kleomenes Megalopolis durch Überumpelung einnahm, da war es unser junger Held, der mutig sein Leben in die Schanze schlagend dem Kleomenes so lange zu schaffen machte, bis seine Mitbürger sich wenigstens aus der Stadt gerettet hatten. In der Schlacht bei Sellasia, wo die Achäer im Bunde mit Antigonos die Macht des Kleomenes brachen, zeichnete er sich durch ungestümen Kampfesmut aus, einen Mut, der nicht einmal durch eine nicht unbedeutende Verwundung sich dämpfen liefs. In der Schlacht am Larissos nahm er als Reiterbefehlshaber den Kampf mit dem Befehlshaber der gegnerischen Ätoler und Eleer Damophantos auf und stach diesen vom Pferde. Die sprechendste Probe seines persönlichen Kampfesmutes und seiner Geschicklichkeit legte er jedoch ab in der Schlacht bei Mantinea gegen den Tyrannen von Sparta Machanidas, wo er gegen den Genannten mit eingelegter Lanze ansprengend, da eben der hochgehobene Kopf des Rosses seinen Gegner deckte, rasch sein Pferd anhaltend und die Lanze in der freien Hand schwingend, diesen niederstach.

Neben diesen Thaten, die den kühnen und geübten Streiter kennzeichnen, bewies er in früher Zeit schon den scharfen Feldherrnblick, der ihn zum Führer im Kriege bestimmte. Schon sein oben berührtes Eingreifen bei der Überraschung von Megalopolis lässt schliessen, dass er den richtigen Moment und die richtige Stelle zu finden wusste, um dem Feind den errungenen Vorteil wenigstens nach Möglichkeit zu verkümmern: doch das hervorragendste in dieser Beziehung hat er wohl bei Sellasia geleistet. Dort erkannte er, der unbekannte Jüngling und gemeine Reiter, die Blöse, die sich der Feind gab, und gegen den Einspruch der im Kriege alt gewordenen makedonischen Generäle, riss er durch seinen Vorgang die anderen mit sich fort und zwang sie, die Schlacht zu gewinnen. Der König Antigonos konnte nicht umhin, die That anzuerkennen. „Dieses Bürschchen“, so entgegnete er denen, die unwillig über Philopömens Keckheit ihm dieses Beiwort gegeben hatten, „hat die That eines grossen Feldherrn gethan“. Nicht minder bewährte Philopömen seine Führergabe in der ebenfalls schon berührten Schlacht bei Mantinea. Entwickelte er bei Sellasia ungestümen, durch das eigne Feuer die andern fortreisenden Mut, so bewährte er hier auch die unerschütterliche Kälte, die den Führer am meisten von dem gewöhnlichen Krieger unterscheiden muss. Machanidas hatte die achäischen Speerschützen zu Fuß und zu Pferde geworfen und verfolgte diese an der Phalanx der Achäer vorbei. Nicht als wäre er fühllos gewesen gegen den Schlag, welchen die Achäer erlitten, sondern weil er den grössern Vorteil erkannte, welchen Machanidas ihm in die Hand zu spielen im Begriffe war, gab unser Schlachtenlenker seine Speerschützen preis und benützte dafür den Augenblick, wo Machanidas in der Hitze der Verfolgung sich von der Aufstellung der Seinigen entfernt und deren Flanke entblöst gelassen hatte, um die Hauptstellung der Feinde anzugreifen und dieselben in die Flucht zu werfen. Als Machanidas siegreich, wie er wähnte, von der Verfolgung der Speerschützen zurückkam, sah er, dass ihm nichts übrig bleibe als ebenfalls zu fliehen.

Doch nicht blos durch die Eigenschaften des tapferen Streiters und des Führers in der Schlacht bewährte Philopömen seinen Beruf als Kriegermann: wir müssen noch eine andere Seite seiner Thätigkeit hervorheben, indem wir auf seine Leistungen als Organisator des Heeres hinweisen. Ist das Heer die Waffe des Feldherrn, so dürfen wir von ihm rühmen, dass er die Waffe nicht blos trefflich gebrauchte, sondern dass er sie selbst schmiedete und schärfte. Wir wollen nicht alle Einzelheiten anführen, die wir bei Plutarch finden, und uns begnügen, zusammenfassend zu sagen, dass er zuerst als Befehlshaber der Reiterei, dann als Strateg der Achäer die tiefstgreifende Einwirkung geübt hat. Es gelang ihm, eine neue zweckmässigere Bewaffnung des Fußvolkes einzuführen und in Verbindung damit eine neue Taktik einzuüben; bei der Reiterei eine Reihe von Misständen abzustellen — durch gute Worte und nöthigenfalls durch Zwang — und dieselbe in einem Grade einzuüben, dass sowohl der Einzelne seine Bewegungen sicher ausführte, als die geschlossene Schaar wie ein Leib dem Befehle des Führers folgte. Ebenso wichtig aber, wie die getroffenen Einrichtungen und Exercitien, war es, dass es ihm gelang seinen Leuten militärischen Geist einzuflößen. Auch in dieser Beziehung wollen wir uns nicht auf die Einzelheiten einlassen, die wir bei Plutarch finden; nur erinnert muss daran werden, dass ein achäischer Bundesfeldherr nur das Wenigere durch Zwang durchsetzen konnte, das Mehrere durch die Macht der Überredung, durch kluge Benützung oder Schonung von Schwächen und wohl durch die Kraft und das Ansehen seiner Persönlichkeit und seines Beispieles erreichen musste.

War es eine besondere Eigenschaft oder eine Folge seiner Eigenschaften und Leistungen, dass man in seine Führung das unbedingte Vertrauen setzte? Die Achäer, so berichtet wieder unser Biograph, waren mutlos, wenn er nicht der Feldherr war; liefs er sich nur blicken, fürchteten sie keine Gefahr. Der König von Macedonien Philipp machte einen Anschlag auf sein Leben in der Berechnung, dass nach dem Falle dieses Mannes die Achäer sich

wieder vor ihm beugen würden, die Böoter gaben auf die bloße — übrigens falsche — Nachricht, Philopömen komme den Belagerten zu Hilfe, den Sturm auf Megara auf, endlich — der lautredende Beweis von seinem Rufe bei Freund und Feind —, als der Tyrann von Sparta Messene eingenommen hatte, folgten die Mitbürger unseres Helden, da der Bundesfeldherr der Achäer die Sache von Messene verloren gab, der Aufforderung ihres bewährten Führers, der damals keine öffentliche Stellung einnahm, ohne weiteres, um Messene zu Hilfe zu eilen, und Nabis hatte, sobald er vom Nahen des gefürchteten Gegners vernahm, nichts eiligeres zu thun, als die eingenommene Stadt zu räumen und das Weite zu suchen. Messene aber war befreit. Wahrlich, wenn Philopömens Streben von Jugend auf war, ein großer Krieger zu werden, an diesem Tage konnte er sich sagen, dass das Ziel erreicht sei.

Beurteilung der Rede des C. Terentius Varro an die Gesandten von Capua.

(Liv. XXIII, 5 und einzelne Stellen desselben Buches.)

(II. oder III. Gymnasialklasse.)

Nach der Niederlage bei Cannä schien der Stern Roms verblichen, die Herrschaft der gewaltigen Stadt gebrochen; besonders in Unteritalien, das Zeuge des Schlages war, der die stolze Gebieterin getroffen hatte, und wo Hannibal persönlich nahe durch Drohungen und Versprechungen einwirkte, gieng eine Gemeinde nach der andern zu Hannibal über. Auch in Capua, nach Rom der blühendsten und volkreichsten Stadt Italiens, herrschte Geneigtheit zum Übertritte, und nicht treue Anhänglichkeit der Bürgerschaft, sondern nur Rücksichten des eigenen Interesses hielten die Entscheidung noch hin. So sendete man noch nach der Schlacht an den Consul C. Terentius Varro, der mit wenigen Trümmern seines Heeres sich nach Venusia geworfen hatte, eine Gesandt-

schaft, welche das Beileid Capuas aussprechen und die Weisungen des Consuln entgegennehmen sollte.

Nun finden wir bei Livius die Antwort aufgezeichnet, welche der Consul gegeben haben soll. Wir wollen zunächst einen Überblick über sie nehmen. Der Consul spricht es geradezu aus, dass Roms Macht gebrochen sei, dass es nicht im Stande sei mit der eigenen Kraft sich aufrecht zu erhalten; die Campaner müssten, um Rom zu retten, die Last des Krieges tragen. Um ihre Opferwilligkeit zu wecken, erinnert er sie an die Dankbarkeit, die sie Rom schulden, andererseits an das Loos, das ihrer warte, wenn die Punier die Herrschaft in Italien gewinnen, endlich an den Ruhm, den Capua ernten müsse.

Über diese Rede urteilt Livius selbst: „Es erhöhte die Geringschätzung gegen ihn und seine Macht der Consul selbst, dadurch dass er seine schlimme Lage allzusehr bloslegte“. Wir wollen selbst zusehen, welches Urteil wir über dieselbe fällen müssen.

Das Erste, was uns auffällt, ist die starke Übertreibung, deren Varro sich schuldig macht. Sehen wir noch ab von dem Zerrbilde, das er von den Puniern entwirft, die als Kannibalen dargestellt werden, so darf nicht übersehen werden, dass Rom in der Rede noch hilfloser erscheint, als es wohl in der That war. In dieser Beziehung zeigt Hanno in Carthago tiefere Einsicht, der gegenüber dem Triumphgeschrei der Anhänger des Hannibal unter Hinweis darauf, dass die Latiner noch treu zu Rom stehen und dass die Römer sich selbst nicht aufgegeben haben, den Krieg noch völlig unentschieden nennt. Hatten ja die Römer noch ihre wohlbefestigte Stadt und ihre Colonien an allen wichtigen Punkten Italiens und in ihnen noch manchen tapferen Bürger, hatten sie noch die Latiner und manchen anderen Bundesgenossen in Italien. Erfahren wir doch, dass nicht viel später Marcellus es mit Erfolg wagen konnte, bei Nola dem Hannibal entgegenzutreten.

Doch schwerer ist der Vorwurf, dass Varro den Stolz des Römers verleugnet. Das Volk, das bis jetzt gewohnt war, zu gebieten, wirft sich hier in der Person seines höchsten Beamten

stehend einem unterthänigen Volke zu Füßen. Anders der Senat. Als Hannibal einen Unterhändler nach Rom geben ließ, um über die Loskaufung von Gefangenen zu unterhandeln — vielleicht auch, um gelegentlich den Frieden zur Sprache zu bringen —, wies dieser den fremden Unterhändler an, ungesäumt das römische Gebiet zu räumen, und selbst den eigenen Mitbürgern verweigerten sie die Loskaufung.

Diese stolze Haltung des Senates entsprach aber nicht nur dem würdevollen Charakter Roms, sie war vielleicht noch mehr von der Klugheit eingegeben. Denn nur indem man Vertrauen in die eigne Kraft an den Tag legte, konnte man den andern Vertrauen einflößen; nur wenn man selbst die letzte Kraft einsetzte, konnte man von den Bundesgenossen kräftige Beihilfe erwarten. Gegen dieses Gebot der Klugkeit verfehlte sich Varro, wenn er die Hilflosigkeit der Römer ärger darstellte, als sie war, und von den Bundesgenossen verlangte, dass sie Rom retten sollten.

Der Hinweis auf die Gründe, welche die Campaner zu treuem Ausharren und kräftigem Eintreten bestimmen sollten, kann nicht mehr gut machen, was Varro gefehlt hat. Es ist ja nicht zu bestreiten, dass Capua Rom zu einigem Danke verpflichtet war für den Beistand Roms im Samnitenkriege; aber jenen Krieg hatte Rom doch nicht minder im eigenen Interesse unternommen, als in dem der Capuaner, und hatte auch die Frucht des Krieges geerntet in der Unterwerfung Samniums und in dem Abhängigkeitsverhältnisse, in welches Capua zu Rom treten musste. Weiter mag zugegeben werden, dass Capua, seit es sich Rom angeschlossen, sich im allgemeinen nicht zu beklagen hatte; doch das hatten die Capuaner nicht vergessen, dass Rom seine Schutzherrschaft benützt hatte, ihnen einen Landstrich abzunehmen. Und endlich ist nicht zu vergessen: die Berufung auf die Pflicht der Dankbarkeit mochte vielleicht geachtet werden bei einem weise geleiteten und wohlgesinnten Volke, konnte aber nicht verfangen bei einer übermütigen und demagogisch aufgewühlten Bevölkerung, wie die von Capua war.

Das Gleiche ist zu sagen von dem Schreckbilde, das Varro von den Puniern und ihrer drohenden Herrschaft entwirft. Nicht als ob Varro Unrecht hätte, wenn er den Capuanern ein schwereres Joch in Aussicht stellt, als sie bisher getragen haben; aber die Übertreibungen in seiner Schilderung sind doch zu handgreiflich, und außerdem konnten sich die Capuaner gerade mit der Hoffnung schmeicheln, dass nach dem Untergange Roms gerade ihnen das Übergewicht in Italien zufallen müsse.

Fassen wir unser Urteil zusammen, so lautet es also: Varro hat erstens selbst verkänt, welche Kraft Rom noch besaß, zweitens den römischen Stolz verleugnet, und endlich die Gebote der Klugheit verletzt. Die Wirkung dieser Rede mußte wirklich die sein, welche Livius angibt: Unterschätzung der römischen Macht und Geringschätzung gegen die Person des Mannes, der im Augenblicke an der Spitze stand; die weitere Folge: der Entschluss sich von Rom loszusagen.

Beurteilung des Minucius nach seiner Rede im Lager auf der Massischen Höhe.

(Livius' XXII, 14 und überhaupt das ganze Buch.)

(II. Gymnasialklasse.)

In mehreren Schlachten schon waren die Römer der Kriegskunst Hannibals unterlegen, zuletzt am trasimenischen See. Der in der Bedrängnis aufgestellte Diktator Q. Fabius Maximus vermied beharrlich eine entscheidende Schlacht auf offenem Felde und begnügte sich damit, in möglich gedeckter Stellung sich so nahe an seinem Gegner zu halten, dass dieser sich in seinen Unternehmungen beengt fand, wenn auch Plünderungs- und Verheerungszüge desselben nicht ganz unmöglich gemacht wurden.

Dies Verfahren erweckte dem Feldherrn manchen Tadler; den heftigsten fand er an seinem eigenen Reiterobersten M. Minucius Rufus. Livius berichtet uns eine Meinungsäußerung, in die dieser

stürmische Mann, als er von den Höhen des Massischen Bergzuges zusehen musste, wie die Punier in der preisgegebenen Landschaft hausten, ausgebrochen sei und zwar nicht im engeren Kreise von Vertrauten, sondern so öffentlich, dass selbst die gemeinen Soldaten sie vernehmen konnten.

Durch die Gegenüberstellung der Leiden der Bundesgenossen und der Unthätigkeit des römischen Heeres, durch Vergleichung der Kraft, welche die Römer früher bewährt, mit dem jezigen Verhalten, das ihm als mattherzige Schlaffheit erscheint, bringt er das Schmerzliche und Schimpfliche der Lage zur lebhaften Empfindung und schließt daran die Befürchtung an, dass das Verharren in dieser Zauderei Rom selbst zu Hannibals Beute machen werde. Nun weist er auf Beispiele hin, wie in früherer Zeit durch energisches Handeln Rom gerettet worden sei, durch Camillus, Papirius Cursor, Lutatius Catulus, um mit dem Satze zu schließen: nur kühnes Wagen könne die Rettung bringen.

Die stürmischen Worte fanden, so meldet Livius, bei dem gemeinen Manne lebhaften Anklang; unzweideutig sprach man aus: wenn es nur von ihrer Abstimmung abhänge, würden sie den Minucius anstatt des Fabius zu ihrem Führer machen. Doch wir, die wir aus der Geschichte und besonders aus Livius' Bericht etwas gelernt haben, können dieses Urteil nicht zu dem unsrigen machen.

Wir würdigen den Schmerz, den der edle Sinn des jungen Mannes über die Leiden der Bundesgenossen empfindet, und die Scham des stolzen Römers ob der Herausforderungen, die sich der fremde Eroberer ungestraft erlauben darf, und in dem kühnen Mannesmute, der darauf dringt, mit Einsetzung aller Kraft dem Feinde entgegen zu treten, erkennen wir wohl ein Stück des echten Römersinnes, durch welchen Roms Ruhm und Gröfse begründet wurde. Aber wir fragen uns doch, ob nicht entscheidende Gründe vorhanden waren, die es rätlich erscheinen ließen, die Hauptentscheidung nicht auf dem Schlachtfelde zu suchen, wenigstens nicht jetzt: Gründe, welche der von seinem Gefühle fortgerissene,

heißblütige Minucius übersah. Solche Gründe finden wir in der That: zum Theile sind sie bei Livius selbst ausdrücklich angegeben. Ich will versuchen, die entscheidendsten zu entwickeln.

Vor allen Dingen galt es, den durch die vorausgegangenen Niederlagen gesunkenen Mut des Heeres wieder zu heben, die Soldaten, welche zum großen Theile neu ausgehoben waren und sämmtlich an Kriegstübung dem in Spanien herangebildeten Heere Hannibals nachstanden, auszubilden und im Lager und in kleinen Gefechten einzutüben und so auf den großen Kampf vorzubereiten. So war also schon damit nichts geringes gewonnen, wenn man die Entscheidung hinausschob. Besonders aber kam noch der Umstand in Betracht, dass die Römer im eigenen Lande den Krieg führten. Ihre Truppen nährten sich aus Freundesland und konnten immer leicht mit Vorräten versorgt werden, sie hatten alle festen Plätze und damit die Schlüssel aller wichtigen Straßen; Hannibal dagegen konnte nur auf dem Wege der Fouragierung durch seine eignen Truppen sich die notwendigen Lebensmittel verschaffen und sah sich, da alle festen Plätze ihre Thore ihm schlossen, von den wichtigsten Verbindungen abgeschnitten. Dieses Verhältniß mußte Hannibal in die misslichsten Lagen bringen, da seine Züge mehr von der Rücksicht auf Verpflegung bestimmt wurden als von strategischen Erwägungen; und ein römischer Feldherr konnte darauf rechnen, dass der Feind einmal genötigt sein würde, auf ungünstigem Terrain den Kampf aufzunehmen. Wir wissen aus Livius' Bericht, wie im Herbste desselben Jahres es Fabius in der That gelang, den Feind in eine solche Lage zu versetzen, wenn sich derselbe auch durch eine geglückte List wieder heraus zu ziehen wusste.

Die angeführten Erwägungen oder ähnliche mögen den vorsichtigen Fabius bestimmt haben: Minucius würdigt sie nicht. Aber wir haben noch einen schwereren Vorwurf gegen ihn auszusprechen. Denn abgesehen davon, dass er in seiner Auslassung den guten Gründen für das Verfahren des Fabius nicht gerecht wird, schädigt er einen der Pfeiler, auf denen die Stärke des

Heeres ruht: das Vertrauen der Mannschaft in ihren Führer und die Achtung vor demselben. Selbst wenn Minucius Recht hätte, dürfte er nicht so vor den gemeinen Leuten reden, wie er es thut. Noch ist der Gehorsam nicht aus dem Herzen der Soldaten getilgt; noch sagen sie erst: „wenn wir entscheiden dürften, würden wir u. s. w.“. Aber wie nahe hat damit Minucius die Armee an die Grenzscheide gebracht, die sie noch von der wirklichen Auflehnung trennt! Dass Minucius, der nächste im Commando nach dem Diktator, sich eine solche Verletzung der dem Vorgesetzten schuldigen Achtung zu schulden kommen lässt, dass er an der Disciplin rüttelt, er der am ersten das Beispiel der Aufrechthaltung derselben geben sollte, dieser Vorwurf wiegt schwerer, als der, dass er die Lage und die Forderungen derselben nicht genug erkannte, und wenn wir anfangs gerne seinen kühnen Mut anerkannten und ein Stück des Römersinnes darin erkannten, so finden wir jetzt doch, dass ihm noch manches abgeht, um ein ganzer Repräsentant des Römertums zu sein: die volle Erkenntnis der Lage einerseits und die Unterwerfung unter seine Pflicht.

In wieferne kann uns Minucius als Beispiel dienen?

(Livius XXII, erste Hälfte.)

(II. Gymnasialklasse.)

Von je ist die Geschichte als vorzügliche Lehrerin anerkannt worden. Eigne Erfahrung mag ja wohl den Vorzug vor der überlieferten Geschichte haben, dass sie noch eindringlicher wirkt, als fremde Erlebnisse; aber abgesehen davon, dass sie immer eng begrenzt ist, wird sie meistens erst teuer erkaufte, ja sie kommt manchmal erst, wenn es zu spät ist, um sie nutzbringend anzuwenden. Wer der Belehrung zugänglich ist und ein offenes Herz

hat für das Schöne und Gute, der wird nicht warten, bis er das teure Lehrgeld der Erfahrung bezahlt hat, sondern anderer Erfahrung bentützen, fremden Vorbildern nachstreben, soweit als möglich.

Besonders reich an solchen Lehren ist die römische Geschichte des Livius. Wir finden in ihr warnende Beispiele des Schlechten und Verfehlten, erhebende Bilder des edlen Strebens und besonnenen Handelns. Eine nach beiden Richtungen fruchtbare Erzählung ist die Darstellung der Ereignisse, in welchen der Reiteroberst Minucius eine hervorragende Rolle spielt. Wie seine Verirrung uns als warnendes Beispiel dienen kann, so bietet seine Umkehr von dem falschen Wege uns ein leuchtendes Vorbild für unser Handeln, wenn wir einmal die Entdeckung machen sollten, dass wir uns auf falschem Wege befinden.

Eine gedrängte Darstellung der bezüglichen Ereignisse auf Grund von Livius Bericht — Buch XXII, erste Hälfte — wird der Begründung dieser Behauptung vorarbeiten. In mehreren Schlachten, zuletzt am trasimenischen See, geschlagen, haben die Römer gegen ihren großen Gegner Hannibal einen Diktator ernannt in der Person des Q. Fabius Maximus, der nachmals mit dem Beinamen Cunctator — der Zauderer — geehrt wurde, und ihm als Magister equitum den M. Minucius Rufus zur Seite gegeben. Da nun der Diktator seinem auf guten Gründen beruhenden Operationsplane zufolge einer Schlacht auswich und sich darauf beschränkte, durch seine Nähe den Gegner an weit ausgreifenden Unternehmungen zu hindern, so hielt der ungestüme Minucius nicht zurück mit dem Tadel dieses nach seiner Ansicht schmähhlichen und verderblichen Verfahrens, und nicht etwa in gemäßigter Form und im engen Kreise von Vertrauten sprach er seine Ansicht aus, sondern mit beschimpfenden Worten und vor den Ohren der gemeinen Soldaten. Seine Äußerungen fanden den Beifall des gemeinen Mannes; unverhohlen sprachen die Soldaten aus: wenn es auf ihre Abstimmung ankäme, würden sie den Minucius an die Stelle des Fabius setzen.

Inzwischen sah sich Fabius einmal veranlasst, auf einige Zeit das Heer zu verlassen und sich nach Rom zu begeben. Er gab seinem Reiterobersten die gemessene Weisung, sich nicht ohne zwingenden Grund auf eine Schlacht einzulassen, und unterstützte diese Weisung noch durch eingehende Darlegung der Erwägungen, die sein Verfahren als das allein die Rettung Roms verbürgende erscheinen ließen. Nichts destoweniger rückte Minucius sofort nach des Fabius Abgang dem Hannibal auf den Leib; bald kam es zu einem Gefechte, welches zwar keine Entscheidung brachte, in welchem jedoch Minucius sich den Sieg zuschrieb. Die Folge war ein hochtrabender Siegesbericht nach Rom und von Seite des römischen Volkes, das ähnlich gestimmt war, wie das Heer, ein Beschluss, dass Minucius dem Fabius im Oberbefehl gleich gestellt werden sollte. Nun kannte des Minucius Zuversicht keine Grenzen mehr. Kaum hatte er mit dem unterdessen zurückgekehrten Fabius das Heer geteilt und mit seiner Hälfte ein getrenntes Lager bezogen, so ließ er sich von Hannibal zu einem Treffen verleiten und sah bald durch die List des Hannibal sein Heer in der äußersten Bedrängnis. Nur des Fabius rechtzeitiges Eingreifen rettete den Unbesonnenen und sein Heer vor Vernichtung.

Jetzt änderte Minucius seinen Sinn. Er hielt eine Ansprache an seine Soldaten, in welcher er aufrichtig bekannte, dass Fabius der Einsichtige, er der zum Befehlen nicht Reife sei, und stellte unter dem lebhaftesten Danke für das edle Betragen des Fabius sich freiwillig wieder unter dessen Oberbefehl. — — —

Minucius' Beispiel soll uns warnen. Seine Absichten mögen ja nicht unlauter gewesen sein, sein soldatischer Mut sogar bedingtes Lob verdienen; aber er lässt sich von seinem Ungestüm zu den bedenklichsten Handlungen fortreißen. Er untergräbt die Disciplin des Heeres — die Römer konnten von Glück reden, dass seine Brandreden keine ernsteren Folgen hatten —; er ist dem ausdrücklichen Befehle seines Vorgesetzten ungehorsam, einem Befehle, der überdies noch durch Darlegung der Gründe unterstützt ist; und wenn er bei dem ersten Zusammenstoß mit

Hannibal nicht unglücklich focht, so rechtfertigt der kleine Erfolg noch nicht sein Verhalten, und wir urteilen lieber mit Fabius, dem sein Ausspruch freilich lebhaftere Anfeindung zuzog, dass er einen günstigen Erfolg für gefährlicher halte als einen Misserfolg. Endlich erreicht ihn die Nemesis seines Ungestüms, seines sich der Belehrung verschließenden Eigendünkels. Der Retter Roms war der verkannte, geschmähte Fabius; soviel auf Minucius ankam, war ein stattliches Heer verloren.

Wenn uns die Gefahren, die Minucius seinem Vaterlande bringt, das er doch retten will, warnen vor seinen Fehlern, so gibt er uns wiederum ein erhebendes Beispiel der aufrichtigen Anerkennung des eigenen Fehlers und der Sühne für denselben. Allerdings hat er lange gebraucht, bis er sich belehren ließ; erst eigne Erfahrung hat das zu Wege gebracht; aber in dem Augenblicke, da sich ihm die Erkenntnis aufthut, dass er auf dem falschen Wege gewesen, kehrt er auch um. Kein Versuch, seinen Fehler zu bemänteln, die Schuld auf andere zu schieben: nein, das unumwundene Geständnis seines Irrtums nicht blos, sondern seiner Unfähigkeit, die Rolle zu spielen, die er sich angemäht, der überquellende Ausdruck der Dankbarkeit gegen den, der ihm eine so harte Lektion gegeben, in dem er aber nur den Retter erkennt, endlich der unbedingte Verzicht auf alle Bevorzugungen, die ihm der Volksbeschluss gegeben. Wer so seinen Fehler bekennt und das fremde Verdienst anerkennt, so dem Tüchtigeren sich unterordnet, dem kann man nicht blos seinen Fehler nachsichtig verzeihen, nein, der hat ihn schon in sich getilgt, der wird ihn durch späteren Verdienst vergessen machen.

Möge es uns gelingen, die Fehler des Minucius zu vermeiden. Doch sollte es uns nicht erspart sein, einen der dargestellten Fehltritte oder einen andern zu begehen, so sei uns Minucius ein Vorbild, dem nacheifernd wir uns nicht scheuen, den Fehler zu bekennen, abzulegen und gut zu machen.

Wie geriet Jugurtha auf den Weg des Verbrechens und der Auflehnung gegen Rom?

(Nach Sallust bell. Jug. I. Hälfte.)

(II. Gymnasialklasse.)

Die kurzgefassten Berichte der Geschichte geben zuweilen Rätsel auf, die in jenen selbst keine Lösung finden. Erst das Studium eingehender Darstellungen macht uns Ereignisse begreiflich, die aus dem Zusammenhang gerissen so ungeheuerlich sind, dass wir geneigt sind, an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln.

Einen solchen Eindruck macht zum Beispiel das Auftreten des Jugurtha von Numidien. In unserem Lehrbuche der Geschichte finden wir eine Reihe von Unthaten, durch deren jede er das Einschreiten Roms herausfordert, des gewaltigen Rom, dem das numidische Reich seine Ausdehnung, er selbst seine Erhebung auf den Thron dankte und dessen Machtspruch ihn zermalmen konnte. Nur Wahnsinn, meint man, konnte die Thaten gebären, durch die er seine eigne Vernichtung herbeiführte.

Doch lesen wir den Bericht des grossen Sallust, der uns an so mancher Stelle in die innersten Triebfedern des menschlichen Handelns blicken lässt, so wird uns der Hergang verständlich; wir begreifen, wie nach und nach die blutigen Gedanken reiften und allmählig die letzte Scheu abstreifend in offener Gewaltthat zur Ausführung kamen.

Jugurtha war ein Sohn des Mastanabal und Enkel des Masinissa, des berühmten Numidierhäuptlings, der als Gegner Karthagos und Bundesgenosse Roms sein Reich ausgedehnt hatte; aber als unebenbürtig, da seine Mutter von niedriger Herkunft war, gieng er der Nachfolge seines früh verstorbenen Vaters verlustig. Jedoch hielt ihn sein Oheim, der König Micipsa, nach Mastanabals Tode wenigstens äusserlich seinen Söhnen gleich — eodem cultu habuit —. Der körperlich und geistig mit den trefflichsten Gaben ausgestattete Jüngling entwickelte zunächst nur

Eigenschaften, welche ihn zum Liebling seiner Landsleute machten und selbst Micipsa das Beste von ihm erwarten ließen. Aber eben die immer wachsende Beliebtheit seines Neffen erweckte die Eifersucht des misstrauischen Königs — *terrebat eum natura mortalium avida imperii et praecepta ad explendam animi cupidinem* — auch mag er hochstrebenden Sinn an ihm wahrgenommen haben: kurz; er wünschte den gefährlichen Mitbewerber seiner Söhne, den er in ihm zu sehen begann, zu beseitigen, und weil zu Hause mit Hinterlist und mit Gewaltthat ihm nicht beizukommen war, schickte er den thatendurstigen Jüngling als Befehlshaber der numidischen Hilfsvölker vor Numantia; dort, hoffte er, könnte er vielleicht ein Opfer der eignen Kühnheit werden.

Wenn der junge Mann die Gesinnung und Absichten seines Oheims durchschaute — und Sallust sagt das wenigstens bei einer späteren Gelegenheit ausdrücklich — *ficta regem locutum intellegat* —, so wird es begreiflich, dass er ihm innerlich entfremdet wurde und Abneigung mit Abneigung, Verstellung mit Verstellung zu vergelten lernte.

Vor Numantia zeichnete sich Jugurtha durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist, militärischen Scharfblick und Besonnenheit aus und wie er durch diese vom Glücke gekrönten Eigenschaften das Vertrauen des Feldherrn, des mächtigen Scipio, gewann, so setzte er sich noch durch persönliche Liebenswürdigkeit und Dienstfertigkeit bei den vornehmen Römern, die im Lager waren, in Gunst. Diese Männer, deren Verderbnis Sallust in kurzen Zügen darstellt, wussten seinen hochstrebenden Sinn noch zu entflammen, sie flüsterten ihm ein, dass er einst Alleinherrscher von Numidien sein könne; in Rom sei alles käuflich. Mochte Scipio immer davor warnen, solchen Einflüsterungen Gehör zu geben, die ihn auf eine gefährliche Bahn führen würden: die gefährlichen Gedanken, die bisher noch geschlummert haben mochten, waren geweckt und die Mittel zur Verwirklichung derselben gezeigt.

Wenn nun Micipsa nach Beendigung des numantinischen Krieges den Heimkehrenden mit allen Ehren empfing, ihn sogar

adoptierte und zum gleichberechtigten Erben mit seinen Söhnen einsetzte, so wusste Jugurtha nur zu gut, dass nicht das launere Wohlwollen die Quelle dieser Auszeichnung sei, sondern Rücksicht auf die Römer und vielleicht auch auf die Stimmung der Numidier: er glaubte sich also zu keiner Dankbarkeit verpflichtet. Aber welche Gedanken auch in seinem Herzen schon sich eingenistet haben mochten, so gieng doch die erste Feindseligkeit noch nicht von ihm aus. Als nemlich nach Micipsas Tode die drei Thronerben zur Ordnung der Verhältnisse zusammentraten, da hielt der jüngere der beiden Miterben nicht zurück mit seiner Missachtung und Feindseligkeit gegen den unebenbürtigen Eindringling. Jugurtha wusste seine Gefühle zu beherrschen; aber um so tiefer saß ihm der Stachel, je weniger er es sich merken ließ, Erbitterung und Furcht zugleich trieben ihn an, die Vernichtung des gehassten Feindes zu betreiben. Und da die Versuche, durch geheime List den Gegner zu fangen, nicht rasch genug Erfolg brachten, beschloss der durch seine Leidenschaft rücksichtslose Mann ihn zu vernichten, gehe es wie es wolle. Und mit Gewalt ließ er ihn überfallen und töten.

Dass er nach dieser That, nachdem er einmal den Weg der Gewalt betreten, den anderen Thronerben, den Bruder des Erschlagenen, angriff, war nur noch die unvermeidliche Consequenz der ersten That: musste er doch in Adherbal den Nebenbuhler und den Rächer zugleich erkennen.

Adherbal flüchtete besiegt nach Rom. Nun konnte Jugurtha die erste Probe auf jene Versprechungen machen, die ihm für Geld alles in Aussicht stellten: schamlos geübte und angenommene Bestechung sicherte ihm Straflosigkeit und die Hälfte des Reiches des Micipsa; neue Bestechung der Gesandten, die die Hälften bestimmen sollten, verschaffte ihm die vorteilhaftere Hälfte. Hatte er bisher bei aller zur Schau getragenen Zuversicht im Geheimen Furcht wegen der Folgen seines Auftretens gehegt, so sah er jetzt sich von derselben befreit und den Preis des Verbrechens gewonnen; er fand durch die That bestätigt, was ihm die Freunde vor

Numantia gesagt, dass in Rom alles käuflich sei: was Wunder, wenn er von Rom her nichts mehr fürchten zu sollen glaubte?

Der Streit des Diktators L. Papirius Cursor mit seinem Reiterobersten Qu. Fabius und Schillers „Kampf mit dem Drachen“.

(*Liv. VIII, 29 — 35*).

(II. oder III. Gymnasialklasse.)

Es war im Beginn des zweiten Samnitenkrieges, eines der schwersten Kriege, in welchen Roms Heldenkraft die Feuerprobe bestand. Der Diktator L. Papirius Cursor, durch bedenkliche Zeichen veranlasst, zur Einholung neuer Auspicien sich nach Rom zu begeben, hatte seinem Reiterobersten Q. Fabius Rullianus, der nachmals den Ehrenbeinamen Maximus erhielt, die ausdrückliche Weisung erteilt, unterdessen die eingenommene Stellung nicht zu verlassen und sich auf keinen ernsten Kampf einzulassen. Dessenungeachtet zog der jugendlich ungestüme Fabius auf Nachrichten, die ihm günstigen Erfolg in Aussicht stellten, aus und lieferte dem Feinde eine geordnete Feldschlacht, in der er einen glänzenden Sieg davontrug.

Der Diktator, der eben im Senate in Rom sich befand, als die an den Senat — nicht an ihn, den unmittelbaren Vorgesetzten, — gerichtete Meldung von dem Siege eintraf, stürmte sofort aus dem Sitzungssaale fort unter Worten, welche schlimme Absichten gegen den ungehorsamen Untergebenen kundgaben. Als er im Lager eintraf, hatte Fabius, durch dem Diktator vorausgeeilte Freunde gewarnt, das Heer bearbeitet, dass es ihn gegen den Grimm des eiferstüchtigen Oberbefehlshabers schütze, und war durch einmütigen Zuruf des Beistandes seiner Legionen versichert worden. Die Besorgnis des jungen Mannes zeigte sich begründet. Denn der

Diktator, kaum eingetroffen, lud ihn vor sein Gericht, und nachdem er ihm vorgehalten, dass er gegen seinen ausdrücklichen Befehl gehandelt, womit er zugleich die religiösen Satzungen verletzt habe, gab er, nicht achtend der Entgegnungen des Fabius, welche jene Thatsache allerdings nicht in Abrede stellen konnten, die Befehle zur Vornahme der kriegsrechtlichen Hinrichtung des Ungehorsamen.

Fabius rettete sich zu den hinteren Reihen der Krieger. Die Bitten der näher am Diktator Stehenden, das meuterische Murren der Entfernteren beachtete dieser nicht, eben so wenig die Vorstellungen des Legaten, welche den unbesonnenen, aber sonst hoffnungsvollen Jüngling entschuldigten, und ihren Hinweis auf die drohende Meuterei; selbst dass sie einen Eid anboten, nach welchem das Staatsinteresse Vertagung geraten erscheinen lasse, hatte nur die Folge, ihn auch noch gegen sie zu erbittern. Nur der allgemeine Tumult und die einbrechende Nacht machten es ihm unmöglich, seine Befehle vollziehen zu lassen.

In der folgenden Nacht floh der Bedrohte nach Rom, berief den Senat und beschwerte sich über des Diktators gewaltsames Verfahren: da erschien dieser selbst. Taub gegen alle Vorstellungen der Senates und des greisen Vaters des Reiterobersten bestand er auf seinem Vorhaben: da meldete der alte Fabius die Berufung an das Volk an.

Von dem Platze, welcher dem zum Volke sprechenden Beamten gebührte, weggewiesen, musste der Reiteroberst, nach dem Diktator der höchste Beamte des Staates, den Platz einnehmen, der den angeklagten Privatpersonen bestimmt war. Doch auch die Volkstribunen waren für ihn, für ihn das Volk, das seine Waffenthat mit Jubel begrüßt hatte. Gegenüber dem Senate, den Tribunen, dem Volke, dem Heere, dessen Stimmen noch nachhallten, stand allein der Diktator, verfechtend die Unverletzlichkeit der römischen Kriegszucht und das Volk und die Tribunen vor den künftigen Geschlechtern verantwortlich machend für das Unheil, das sie heraufbeschwören würden, wenn sie durch ihre Intercession und

durch Eingriff in seine Machtbefugnis das Beispiel geben würden zur Lösung aller Bande des Gehorsams.

Die Rede des Diktators wirkte überwältigend. Kein Widerspruch wurde mehr laut. Nur ein Wort hörte man noch: es war die Bitte um Gnade. Diesem Rufe, der aus dem Volke zuerst erscholl, schlossen sich an die Tribunen; der junge Fabius und sein Vater warfen sich um Gnade flehend dem Diktator zu Füßen.

Der Diktator gebot Schweigen. „Nun hat die Kriegszucht gesiegt, gesiegt die Heiligkeit des Heerbefehles, die auf dem Spiele stand; nicht freigesprochen von der Schuld wird Q. Fabius, der gegen den Befehl des Diktators gekämpft hat, nein, seine Schuld wird ihm erlassen dem römischen Volke zu Liebe und aus Achtung vor den Tribunen“. Und zu dem jungen Manne gewendet legte er diesem an das Herz, die Wohlthat, die ihm das römische Volk erwiesen, dadurch zu vergelten, dass er in Zukunft den pflichtmäßigen Gehorsam übe.

Vorstehende Erzählung ist mit unwesentlichen Änderungen dem Werke des Titus Livius entnommen, des begeisterten und beredten Künders der altrömischen Heldengröße. Den deutschen Leser mutet sie an wie bekannt; er besinnt sich — und erinnert sich an unseres Schiller Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“. Sehen wir von einigen Zügen ab, die der historischen Darstellung eigentümlich sind, wie Bodengeschmack dem in bestimmter Lage gewachsenen Weine, Züge, die wir nicht ganz beseitigen wollten, wie z. B. die im Anfange des Konfliktes sich kund gebende persönliche Erregtheit des Diktators oder von der andern Seite die Unterschiebung unlauterer Motive, so finden wir eine merkwürdige Übereinstimmung der dargestellten Handlungen.

In beiden Fällen Auflehnung gegen ein verbindliches Verbot, die aber für sich hat den Erfolg und den Beifall der Menge; zuletzt Sieg des Prinzipes des Gehorsams. Der junge Fabius erficht, gegen das ausdrückliche Verbot seines Vorgesetzten, des Diktators, kämpfend, einen herrlichen Sieg; der junge Ritter erlegt, unter Missachtung des Verbotes seines Ordensmeisters, einen Drachen, der Tod und Ver-

derben über die Gegend brachte, in der er hauste; für jenen steht das Heer und die Legaten, der Senat, das Volk, die Volkstribunen, für diesen das Volk und die Ordensritter; jenen will der Diktator mit dem Tode bestrafen, diesen der Großmeister aus dem Orden ausschließen; erst nachdem das verletzte Princip des Gehorsams anerkannt ist, ergeht Gnade für Recht: nimmt der Diktator die verhängte Strafe zurück, der Großmeister die Ausschließung.

Über dieser weitgreifenden Übereinstimmung in den Grundzügen des historischen Berichtes und der dichterischen Erzählung kann es leicht begegnen, dass man einen eigentümlichen Unterschied zuerst nicht beachtet. Und doch zeigt sich bei genauerer Betrachtung eine Verschiedenheit, die so wesentlich, so tief einschneidend ist, dass man an ihr leicht einen Gegensatz zweier Weltanschauungen, der antiken und der modernen, aufzeigen könnte.

Dem römischen Diktator ist es nicht zu thun um die innere Beschaffenheit des jungen Mannes, nur um die Aufrechthaltung des unbedingten Gehorsams des Soldaten gegenüber seinem Vorgesetzten. Dieser Gehorsam ist verletzt — ihm gilt es gleich, von wem und aus welchen Beweggründen: durch die Bestrafung, richtiger Vernichtung des Ungehorsamen soll das gefährliche Beispiel aus der Welt geschafft, die Unverletzlichkeit der gesetzlichen Autorität neu besiegelt werden. Kein Widerspruch vermag ihn zu beirren; im Gegenteil gerade der Einspruch der höchsten Autorität des Staates, der Tribunen und des Volkes, führt ihn dazu, sein Prinzip mit aller Kraft der Beredtsamkeit geltend zu machen; und erst als von allen sein Prinzip anerkannt und damit sicher gestellt ist, nicht blos von dem Übertreter des Gehorsams, da glaubt er von Bestrafung absehen zu können und erlässt dem Verurteilten die Strafe, nicht aus Schonung für diesen, nein, wie er ausdrücklich sagt, aus Rücksicht auf den Wunsch des Volkes und aus Achtung vor dem Amte der Volkstribunen. Selbst die Worte, die er an den Begnadigten richtet, sind in diesem auf das Allgemeine gerichteten Sinne gehalten. Dem römischen Volke könne er seine Schuld nicht besser abtragen als durch künftigen

Gehorsam. Selbst in dieser Ermahnung hören wir die Rücksicht auf das Ganze.

Anders der Großmeister:

Ein Feind kommst du zurück dem Orden
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ists, der die Welt zerstöret.

Nicht so sehr die Notwendigkeit der Erhaltung der gesetzlichen Ordnung wird betont -- diese wird einfach vorausgesetzt --, als der innere, verderbte Zustand dessen dargestellt, der den Geist des Ungehorsams in sich habe aufkommen lassen.

„Mut zeigt auch der Mameluk,
Gehorsam ist des Christen Schmuck.
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöse,
Da stifteten auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.“

Die höchste Tugend ist der Gehorsam, die freiwillige Unterwerfung des eignen Willens unter ein höheres Gesetz; er ist die Tugend, die den Christen auszeichnet, der seinem Vorbilde nach-eifern will. Dieser Gehorsam kann durch keine äußere Gewalt erzwungen werden, nur darf, wer ihn nicht besitzt, sich nicht rühmen, ein Nachfolger Christi zu sein; er darf sich nicht mit dem Kreuze schmücken.

Daher keine Strafe im eigentlichen Sinne, sondern nur Ausschliefung aus dem Orden, dessen Mitglied der Ritter nach seiner inneren Beschaffenheit nicht sein kann.

Derselbe Unterschied findet sich wieder bei der Zurücknahme der verhängten Mafsregel. Der Vertreter des starren Staatsprincipes nimmt die angedrohte Strafe zurück, nachdem von der höchsten Autorität des Staates — dem legal versammelten Volke — die Verbindlichkeit der Ordnung anerkannt ist, und nimmt sie zurück aus Rücksicht auf den Wunsch des ganzen Volkes; die Unterwerfung des Ungehorsamen ist zwar ebenfalls unerlässlich, aber nicht das Entscheidende; der Großmeister ruft den Jüngling, weil er durch sein Betragen eben die Erkenntnis seines Fehlers und den demütigen Gehorsam kundgiebt, den er bei seiner Ruhmes- that hatte vermissen lassen, nicht aus Rücksicht auf das tobende Volk — das freilich, als nicht dem Orden angehörend, auch nicht in Betracht kommt — freudig zurück und schmückt ihn mit dem Kreuze, dem „Lohn der Demut, die sich selbst bezwungen“.

Übersehen wir noch einmal, was wir gefunden. In beiden Handlungen wird die Pflicht der Unterwerfung unter ein giltiges Gebot eingeschärft, die bestehende Ordnung geschützt gegen die Auflehnung, selbst wenn diese unmittelbar den günstigsten Erfolg für sich hat. Aber bei dem Römer ist das Entscheidende der Hinweis auf die äufseren Folgen, welche Nichtachtung der gesetzlichen Autorität für das Ganze herbeiführt; bei dem Großmeister des christlichen Ordens liegt der Nachdruck auf dem inneren Zustand dessen, der im Herzen einen Wurm hege, schlimmer als der Drache, den Geist der Überhebung und des Eigenwillens, mit welchem echt christliche Tugend nicht vereinbar sei. Jenem ist der Gehorsam eine Pflicht, der im Interesse des Staates sich jeder, ob gern oder ungern, unterwerfen muss, bei Gefahr der Vernichtung; diesem eine Tugend, die um ihrer selbst willen derjenige üben muss, der ein wahrer Nachfolger Christi werden will.

Ist Dorothea die gewünschte Schwiegertochter für Hermanns Vater?

(II. Gymnasialklasse. *)

Unser gefeierter, aber immer noch nicht genug gelesener Dichter Goethe hat neben seinen dramatischen Meisterwerken und dem reichen Blütenkranze seiner lyrischen Dichtungen in seinem „Hermann und Dorothea“ dem deutschen Volke ein Epos geschenkt, klein an Umfang, aber reich an Inhalt, unbedeutend dem ersten Anscheine nach in Bezug auf den behandelten Gegenstand, aber die tiefsten Blicke öffnend in die Zeit, in der es spielt, in die wechselnden Bestrebungen und die dauernden Aufgaben der Völker, Stände und Einzelnen und ein helles Licht werfend auf den Beruf des deutschen Volkes und die Lebenssphäre des deutschen Mannes. Die Fülle der geistigen Anregungen, die aus der Dichtung hervorquillt, drängt sich dabei dem Leser nicht etwa so auf, dass das gemüthliche Interesse an der Handlung und die Teilnahme für die auftretenden Personen dadurch beeinträchtigt würde. Im Gegentheil mit jedem Fortschritte der so einfachen Handlung erwärmt sich unser Herz, und der für die Geschöpfe des Dichters befriedigende Ausgang befriedigt uns, als stünden sie uns persönlich nahe. So freuen wir uns, dass Hermann in seiner Dorothea die Lebensgefährtin erhält, die er sich ersehnt und von der auch wir überzeugt sind, dass ihr Besitz ihm das Haus zum wahren Heim machen, ihm zur Erfüllung der Aufgaben, die ihm das Leben stellen wird, den frohen Muth geben wird. Und des gestifteten Bundes freuen wir uns doppelt, weil auch das hochherzige Mädchen Dorothea durch ihn findet, die Vertriebene eine Heimat, die Vielgeprüfte, die kaum mehr auf ein dauerndes Glück zu hoffen wagt, den Gatten, im dessen treuer Liebe und gefasstem Mute sie sicher ruhen kann.

*) Der Anfang der Einleitung mag etwas an die *laus auctoris* der Chrie erinnern, welche eben in dieser Klasse behandelt wird. Doch hoffe ich das Maß des auch sonst Zulässigen noch immer eingehalten zu haben.

Nur in Bezug auf Einen könnten sich Zweifel erheben, ob er von dem Ausgange so recht befriedigt sei: ich meine Hermanns Vater. Er umarmt zwar zuletzt seine Schwiegertochter unter Zeichen der Rührung — „die Thränen verbergend“ —, aber diese Rührung könnte vorübergehen und die Unzufriedenheit beim Erwachen am nächsten Morgen ebenfalls erwachen. Denn eigentlich ist die Sache doch nicht nach seinem Willen gegangen; er hat nur nachgegeben, wie er selbst sagt:

„Aber ich will euch zusammen nicht widerstehen; was hülft es?
Denn ich sehe doch schon hier Trotz und Thränen im voraus.“

Wird es ihn nicht hinterdrein reuen, seine Zustimmung gegeben zu haben? Denn das ist doch wohl nicht die Schwiegertochter, die er sich gewünscht hat?

Wenn es zur Beantwortung dieser Frage blos darauf ankommt, ob Dorothea dem Bilde, das der Löwenwirt sich von seiner künftigen Schwiegertochter im voraus gemacht hat, genau entspricht, so ist die Antwort leicht gegeben. Es genügt, auf wenigens hinzuweisen.

Von den Anforderungen, die er stellt, ist die eine, dass sie vermögend sei.

„Dass du mir nächstens

In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst.“ —

— „Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn.“

Ferner soll sie feine Manieren, überhaupt wohl modische Bildung besitzen.

„Aber denke nur nicht, du wollest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!“ —
— „Aber so soll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wieder begegnen und so mir die viele Mühe versüßen,
Spielen soll sie mir auch das Klavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars.“

Ja es schwebt ihm schon ein bestimmteres Bild der Person vor, welche die hier ausgesprochenen Wünsche verwirkliche: eine der Töchter des reichen Kaufmannes nebenan wäre ihm recht.

Halten wir nun das Bild Dorotheens an diese Forderungen, so müssen wir gestehen, dass es schwer ist, in ihr die gewünschte Schwiegertochter zu erkennen. Sie bringt kein Vermögen mit, sie spielt nicht Klavier — wir erfahren zwar hieüber nichts ausdrückliches, aber es will uns bedünken, als habe sie bisher gar nicht Zeit zu dergleichen gehabt —, ihr Anzug ist, wenn auch kleidsam, doch der eines Landmädchens: sie wird also wohl von der modischen Bildung, wie sie etwa im Hause des Kaufmanns gepflegt wird, wenig besitzen. Wir stimmen dem Pfarrer bei, wenn er sagt:

„Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget“.

Aber trotzdem erkennt der weise Pfarrer in dem heimatlosen Mädchen die gewünschte Braut. Hören wir die ganze Stelle:

„Seid nicht scheu und verwundert, dass nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verständigen Sohn zuerst die Seele bewegt hat“.

Suchen wir, über diesen Widerspruch weg zur Klarheit zu kommen. Der seelenkundige Sprecher kommt uns zu Hilfe durch seine Erklärung. „Die Wünsche verhüllen das Gewünschte“. „Die Gaben kommen in ihren eignen Gestalten“. Wir werden gut daran thun, was der weise Pfarrherr in diesen kurzen sinnigen Worten andeutet, durch eine eingehendere Betrachtung uns verständlicher zu machen.

Indem wir wünschen, d. h. unsere Wünsche in Form kleiden, gesellen sich zum Wesentlichen noch unwesentliche Nebendinge, die Phantasie malt uns eine bestimmte Erscheinungsform vor. Diese Nebendinge, diese phantastischen Ausmalungen verhüllen, d. h. sie lassen die eigentliche Grundidee des Wunsches nicht mehr deutlich erkennen. Nun kommt die Gabe, d. i. in diesem

Falle die Erfüllung des Wunsches „in ihrer eignen Gestalt“, d. i. in bestimmter Erscheinungsform, also ebenfalls mit realen Zusätzen zu der reinen Idee. Da nun weder die Formulierung des Wunsches der reinen Idee desselben entspricht, noch die Verwirklichung desselben dieselbe unverhüllt zur Darstellung bringt, so vermag der Beglückte, wenn das Gewünschte ihm zufällt, es oft nicht als das Gewünschte zu erkennen. [Der Knabe, dessen feuriger Wunsch auf den Besitz eines Hundes gerichtet war, wird stutzen, wenn er einen Pudel erhält, weil bei Ausbildung seines Wunsches ein Spitz seiner Phantasie vorschwebte, und wenn ihm das langbegehrte Ponygespann vorgeführt wird, so kann er unwillig werden, wenn die Farbe nicht die ist, die er sich vorgestellt hat. Auch der Erwachsene befindet sich oft in dem ähnlichen Falle.]*) Dieser Fall ist in der That bei dem Wunsche des Löwenwirthes eingetreten. Denn nicht jene oben angedeuteten Dinge sind die Kernpunkte des Wunsches.

In erster Linie hat der Vater, der, wenn er auch zuweilen gegen seinen Sohn poltert und dessen Wert herabsetzt, ihn doch liebt und schätzt, gewünscht, dass sein Sohn sich entschliefse eine Gattin zu nehmen, die Glück und Freude in das Haus bringe.

„Möge mein Sohn vor euch am Altare sich stellen,

Und das glückliche Fest — — — — —

Auch mir künftig erscheinen der häuslichen Freuden ein Jahrtag.“

Der Sohn hat sich entschlossen, er fühlt sich beglückt in dem Besitze der geliebten Braut, und wir können, wie wir sie kennen gelernt haben, nur annehmen, dass sie ihn dauernd beglücken wird. Der wichtigste Wunsch des Vaters ist also in ihr erfüllt. Ja die Erfüllung ist sogar reicher als der Wunsch. Denn die bloße Erscheinung des Mädchens hat den Sohn zum Manne gereift, das Schüchterne, Unsichere im äußeren Auftreten, das den Vater oft zu ungünstigen Urtheilen über den Sohn gebracht

*) Die eingeklammerten Beispiele sind auf Rechnung der Beschäftigung mit der Chrie zu setzen. Aus dieser Rücksicht lasse ich sie stehen.

hat, ist unter dem mächtigen Eindrücke der ihn erfüllenden Leidenschaft überwunden, dass der Vater selber sagen muss:

„Wie ist, o Sohn, dir die Zunge gelöst, die schon dir im Munde
Lange Jahre gestockt und nur sich dürftig bewegte?“

Doch hören wir den Sohn selbst sprechen:

„Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ichs bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft.“

Wir sehen, dass der Jüngling, der bisher, wenn auch innerlich bestimmt, doch nach außen unsicher war, nun im Besitze der Geliebten freudige Zuversicht und stolzes Selbstvertrauen gewonnen hat.

In Bezug auf den Sohn erfüllt also Dorothea alle Forderungen, welche ein wohlmeinender Vater an dessen Braut stellen kann. Blicken wir nun noch einmal auf die früher angedeuteten Wünsche des Vaters. Wenn er wünschte, dass die Schwiegertochter eigenes Vermögen mitbringe, so hielt er es ja selbst mehr im Interesse der Braut für wünschenswert.

„Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die nur mit dem Bündel hereinkam“.

Da mag Dorothea selbst zusehen, ob sie von ihrem Hermann dergleichen zu befürchten hat: wir vertrauen mit ihr auf Hermanns Charakter und Einsicht. Denn Hermann weiß, dass sie Eigenschaften besitzt, die eine andere Mitgift entbehrlich machen.

„Genügsam

Scheint das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an.“

So wird denn der Vater auch in Bezug auf die modische Bildung, die ihr abgeht, mit sich handeln lassen. Denn ungebildet ist sie nicht; ihr geistiger Horizont ist weit, ihr Verstand klar; und dazu besitzt sie ein edel empfindendes Herz. Zudem hat sie sich die gefälligen Umgangsformen der fränkischen Nachbarn angeeignet, und so kann sie wohl hoffen den Vater zu befriedigen, der „einige Zierde verlangt im Leben, wünschet äußere Zeichen der Liebe, sowie der Verehrung“. Und insoweit bei den Wünschen

des Vaters die Eitelkeit in Betracht kommt, so findet auch diese sofort ihre Befriedigung wenigstens insoferne, als sein Sohn „die Schönste in sein Haus als Brant sich gebolt“.

Vielleicht wird er einmal nicht mit Eitelkeit, sondern mit Stolz auf seine treffliche Schwiegertochter schauen und den Tag segnen, an dem ihm wie seinem Sohne des Wunsches reiche Erfüllung ward, an dem die Tochter ins Haus kam, nicht reich an äußerem Gute, aber reich ausgestattet mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, nicht modisch gebildet, aber freundlichen Wesens und edler Gesinnung, mit einem Worte das Mädchen, das geeignet war, den Sohn zu beglücken und mit ihm Vater und Mutter in Ehren zu halten.

Mit welchem Rechte darf der Goethe'sche Egmont als Märtyrer der niederländischen Freiheit angesehen werden?

(III. oder IV. Gymnasialklasse.)

Dem Helden des Goethe'schen Trauerspieles Egmont erscheint, dem Zuschauer sichtbar, unmittelbar ehe er zum Tode abgeführt wird, ein Traumbild, in welchem die Freiheit in seines Klärchens Gestalt ihm einen Lorbeerkranz reicht. Sie erkennt ihn damit als ihren Kämpen an, seinen Tod auf dem Schaffot als einen Sieg im Kampfe für die Freiheit. Dass der Dichter mit dieser Erscheinung, die bekanntlich von seinem großen Kunstgenossen wegen des „Salto mortale, durch den wir mitten in die Opernwelt versetzt werden“, ernstlich beanstandet wird, mehr bezwecke, als uns „einen Traum“, d. h. eine bloß subjektive Vorstellung sehen zu lassen, dürfte man schon aus dem Ausserordentlichen der Scene selbst schließen, und annehmen, dass er, indem er den Zuschauer zum unmittelbaren Zeugen der Vision macht, auch

diesen zu einer ähnlichen Auffassung hinleiten, dass er die subjektive Vorstellung Egmonts als objektiv begründet erscheinen lassen will.

Für das Verständnis der Tragödie überhaupt und für die Würdigung des Helden insbesondere ist es von grosser Bedeutung, ob wir die Auffassung, dass Egmont als Kämpfer für die Freiheit der Niederländer sterbe, auch zu der unsrigen machen dürfen oder nicht. Um in dieser Frage ein sicheres Urteil zu gewinnen, werden wir gänzlich absehend von allen historischen Vorgängen, die nicht in unserer Tragödie selbst dargestellt oder angedeutet sind,*) nur innerhalb der Dichtung selbst die Anhaltspunkte der Beurteilung suchen.

In der ersten Unterredung mit dem vertrauten Macchiavell äussert die Regentin sich gereizt über Egmont, beklagt sich über manches in seinem Benehmen: Sorglosigkeit, Nachlässigkeit, Stolz werden ihm zur Last gelegt, die Gefahr, die er gegen sich herauf beschwöre, wird hervorgehoben; aber eine weitergehende, der spanischen Herrschaft ernstlich feindselige Absicht schreibt sie ihm nicht zu, das höchste in dieser Beziehung ist: „er hat sich vielleicht heimlich gefreut, dass wir etwas zu schaffen haben“.

Bei dem ersten Auftritte in Brüssel, zu dessen Zeugen uns der Dichter macht, tritt Egmont beruhigend auf. Kein Wort, das man als illoyal bezeichnen könnte.

*) Dieses Absehen von der Geschichte ist eigentlich selbstverständlich, kann aber in der Schule nicht genug betont werden. Die Geschichte — richtiger, die dem Dichter vorliegende Tradition — mag wohl unter Umständen subsidiär zur Erklärung eines Dichterwerkes herangezogen werden, aber als positive Ergänzung nur zur Erklärung einzelner Andeutungen und Anspielungen. Widerspruch der historischen Tradition und der Dichtung oder Ignorierung historischer Fakta in der Dichtung kann Fragen anregen, deren Erörterung sehr fruchtbar werden kann für die Erkenntnis der Intention des Dichters, deren Lösung jedoch ausschliesslich auf Grund des in der letzteren Gegebenen anzustreben ist. So zum Beispiel mag auf Grund der Ergebnisse obiger Abhandlung mit Benützung einiger Äusserungen Goethes die Rechtfertigung desselben gegen Schillers Ausstellungen versucht werden.

In der Unterredung mit seinem Sekretär lässt sich Egmont ganz vertraulich aus: wir erfahren von manchem, was bei dem spanischen Hofe Anstofs erregen kann; von planmäßiger Thätigkeit zur Brechung der spanischen Herrschaft aber erfahren wir nicht das Mindeste. Eine einzige Äußerung könnte auf stolzere, gefährlichere Pläne schliessen lassen: „Ich stehe hoch und kann und muss noch höher steigen u. s. w.“ Wie gefährlich diese Worte für den Sprechenden sein können, deutet uns der Ausruf des Sekretärs an: „O Herr! Ihr wisst nicht, was für Worte ihr sprecht! Gott erhalt' euch“; zugleich aber, dass der Sekretär sie nur als Ausdruck momentaner Aufwallung stolzer Hoffnung, nicht als verrätherisches Zeichen eines geheimen Planes auffasst. Jedenfalls erfahren wir in dem ganzen Drama von keiner That, die in Zusammenhang mit dieser Äußerung gebracht werden könnte; wir dürfen ihr also wohl nicht die Bedeutung beimessen, als ob Egmont etwas wie Abfall von Spanien plane.

Jeden Zweifel daran, dass er im Grunde seines Herzens dem Könige treu ergeben ist, nehmen seine eignen Worte. In der Unterredung mit Oranien, in welcher die Freunde die geheimsten Gedanken tauschen, ruft er aus: „Und hat der König treuere Diener als wir?“

Wo ist, so mag man fragen, der Kämpfe der Freiheit?

Dieser „Kämpfe der Freiheit“ geht von der ernstesten Unterredung, die Sorgen, die ihm Oraniens Worte eingeflösst, „den fremden Tropfen in seinem Blute“, wegzubaden, — zum Liebchen. Wir brauchten nicht mehr aus seinem Munde zu hören, wie verdrießlich ihm die Geschäfte sind, oder seine Urtheile über das Volk, das nicht wisse, was es wolle, über die Menge, mit der nichts anzufangen sei, zu vernehmen; um abermals zu fragen: das soll der Kämpfer für die Freiheit sein? Möchte es ihm hingehen, dass er, um in seiner Lebenslust nicht gestört zu werden, sich die Sorge um sein Leben aus dem Sinne schlägt; aber versäumt er nicht damit eine Pflicht, die ihm Oranien entgegengehalten: „Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt

es sich auch, uns für Tausende zu schonen“? Welches Verdienst hat es, wenn Egmont Alba gegenüber in stolzen Worten seiner Freiheitsliebe Luft macht? Egmont spricht für die Freiheit, Oranien handelt: nicht Egmont, Oranien ist der Held, der die Freiheit rettet.

So etwa möchte eine Ausführung der aus der Betrachtung des Stückes selbst sich ergebenden Gründe gegen die Anerkennung Egmonts als Helden der Freiheit lauten. Aber nicht lange dürften wir uns durch dieselbe irre machen lassen; denn gewichtige Gründe für eine andere Auffassung liegen nahe, entweder in unserer unmittelbaren Einsicht oder in Andeutungen des Dichters, die dieser selbst oft dicht neben die Stellen gelegt hat, aus welchen obige Argumente geholt sind.

Zunächst beruht der Einwand, den man von der Loyalität Egmonts herleitet, auf einer Begriffsverwechslung. Denn um für die Freiheit zu streiten, braucht man nicht ein illoyaler Unterthan oder gar ein Empörer zu sein. Mancherlei hat Egmont in der Überzeugung, damit in echter Treue gegen den, König zu handeln, gethan, was dem Despoten Philipp anstößig, der Freiheit förderlich war. Seine Tischreden, seine offenen Verbindungen mit dem Adel, sein freies, frankes Wesen haben den Geist der Freiheit in weiten Kreisen erhalten; daher der Groll der spanischen Partei, welche despotisch regieren will, daher Margarethens Worte: „haben uns mehr geschadet etc.“

Seine Thätigkeit als Statthalter ist von freisinnigem Geiste geleitet und, ohne dass er eine Pflicht gegen Philipp verletzte, geeignet, den Spaniern ihre Übergriffe zu erschweren.

Auf die oben angezogene Frage Egmonts: „Hat der König treuere Diener als uns?“ antwortet Oranien: „Wir dienen ihm auf unsere Art; und unter einander können wir gestehen, dass wir des Königs Rechte und die unsrigen wohl abzuwägen wissen.“ Egmont erkennt dies als richtig an: „Wer thut's nicht? Wir sind ihm unterthan und gewärtig in dem, was ihm zukommt“. Die in diesen Worten liegende Einschränkung der Rechte des Königs

ermöglicht es ihm, bei aller Treue gegen diesen für die Rechte und die Wohlfahrt seines Landes einzutreten.

Doch wozu alle Einzelheiten anführen, in denen Egmont als Streiter für das Recht der Niederländer erscheint: die Unterredung mit Alba allein genügt. Denn nicht leere Worte spricht Egmont, obwohl er am Ende unmutig sich äußert: „Die Luft hab ich erschüttert, weiter nichts gewonnen“. Denn seine Worte sind Thaten. Erstens wird der Despotismus, da seine Gründe widerlegt sind, genötigt, auf die ultima ratio des Despotismus: „Der König will's“ zu rekurrieren. Zweitens enthalten sie die mutige Weigerung Egmonts, zum Werke des Despotismus mitzuwirken. „Fordere unsere Häupter, so ist es auf einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche beugen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edlen Seele gleich sein“.

So viel ergibt sich aus dem Bisherigen schon mit Sicherheit, dass Egmont den freiheitsfeindlichen Bestrebungen Philipps im Wege steht, nicht bloß durch unüberlegte Handlungen, die keinen sittlichen Wert hätten, sondern bewusst der Aufgabe und mit Nichtachtung der persönlichen Gefahr. Es bleibt nur noch der Vorwurf, den man aus seiner Sorglosigkeit und Unlust an ängstlicher Überlegung erheben kann. Man gibt zu, dass in Momenten, wo Feuer und Kühnheit entscheidet, er seine Schuldigkeit thut, betont aber, dass er seinem Temperamente keinen Zwang anthun mag, um mit Beharrlichkeit und der durch die Umstände zur Pflicht gemachten Vorsicht seine Aufgabe zu erfüllen. Aber dieser Vorwurf ist in mehrfacher Hinsicht nicht gerechtfertigt. „Es kann der Mensch sich von selbst nicht scheiden.“ Das ist einmal Charaktereigenheit des Mannes, kühn zu handeln und nicht ängstlich zu überlegen: diese Eigenschaft wird für Egmont freilich vererblich, aber sie darf nicht als eine sittliche Schuld betrachtet werden, die seinem wirklichen Verdienste den Wert nehmen könnte.*)

Denn sie hängt mit seinen edlen, ritterlichen Wesen innig

*) „Tragische Schuld“? Immerhin.

zusammen. Das offene freie Herz ohne Hinterhalt sucht auch in anderen kein Falsch, am wenigsten glaubt er seinen Monarchen unebrenhafter Thaten fähig. Wenn ihm sein Vertrauen in die Ehre des Königs den Untergang bereitet, wer mag ihn schuldig sprechen und nicht den, der dies Vertrauen täuscht?

Und dieses Vertrauen, so schlecht gegründet es ist, dem Könige nicht zu verweigern, bevor dieser es offenbar enttäuscht, hat er noch einen Grund, der wieder auf eine edle Seele weist. „Wenn wir dem Könige uns entziehen“, so ungefähr spricht er zu Oranien, „so sind wir es, die den Krieg anfangen; um unsertwillen müssen Tausende leiden“.

„Aber der Ausgang entscheidet eben doch für Oranien“. Nur mit Einschränkung kann ich das gelten lassen. Oranien hat allerdings richtig vorausgesehen; aber ohne den Verrat, den der König an dem arglos vertrauenden Egmont begeht, wäre die Berechtigung zum Widerstande gegen Philipp nicht so unwidersprechlich aller Welt dargethan. So sanktioniert Egmonts Tod, indem der Absolutismus sich unverhüllt zeigt, das Recht der Niederlande bei der Mit- wie bei der Nachwelt; er erst führt dem Oranien die Arme zu, die ihm den Sieg erkämpfen helfen. Und in diesem Sinne erscheint Egmont nicht als Opfer eigener Schuld, sondern als Märtyrer der Freiheit, dessen Tod dieser zum Siege hilft.

Labor non onus, sed beneficium.

(III. u. IV. Gymnasialklasse.)

Oft genug kann man den gemeinen Mann reden hören, wie gut es der Reiche habe, der nicht zu arbeiten brauche; auch der Gebildetere klagt wohl hie und da über die Last der Arbeit; alle Welt freut sich des Sonntags, als des Tages, an welchem man ruht von der Arbeit. Man möchte bei dieser Übereinstimmung leicht zu dem Schlusse kommen: Arbeit sei eine schwere Last.

In geradem Gegensatze zu einer solchen Annahme steht das Wort: labor non onus, sed beneficium. „Arbeit ist nicht eine Last, sondern ein Segen“.

Schon die Kühnheit, mit welcher der landläufigen Ansicht widersprochen und die entgegengesetzte aufgestellt wird, muss uns veranlassen, jene Anschauung in Bezug auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Noch mehr aber muss uns die Wichtigkeit der Frage dazu führen. Denn unser Handeln und unser Gemütszustand hängt davon ab, wie wir sie beantworten. Ist die Arbeit eine Last und nichts weiter, so werden wir wohl thun, diese Last nach Möglichkeit abzuschütteln, so werden wir uns um so wohler fühlen, je weniger wir von ihr zu tragen haben. Hat hingegen der angeführte Satz Recht — und wir haben ein Gefühl, dass etwas wahres daran sein könnte —, so wird eine solche Erkenntnis uns Kraft und Freudigkeit bei der Arbeit verleihen.

Was ist Arbeit? Eine die Anspannung der Kraft fordernde Thätigkeit zu einem nützlichen Zwecke. Dieser Zweck mag die Befriedigung eines unabweisbaren Bedürfnisses sein, wie die Erhaltung unseres Lebens, oder die Erfüllung einer sittlichen Forderung, wie die Unterstützung und Förderung von näher oder ferner Stehenden, oder überhaupt die Erreichung eines andern uns als notwendig oder wünschenswert erscheinenden Erfolges.

Liegt nun das Lästige in unserer Bedürftigkeit oder in der Arbeit, d. i. dem Mittel derselben abzuhelpen? in der Verpflichtung, oder in der Möglichkeit derselben Genüge zu leisten? in unseren Wünschen, oder in der Aussicht dieselben verwirklicht zu sehen? Wenn zwischen einer Person und dem Orte, den sie erreichen will, ein trennender Zwischenraum liegt, mag sie vielleicht irrtümlich sich über den Weg beklagen, den sie zurücklegen müsse: bei genauerer Überlegung wird sie dankbar sein, den Weg gebahnt, die Brücke gebaut zu finden, um auf ihnen zum Ziele zu gelangen. Also die Bedürftigkeit mag man anklagen, nicht die Abhilfe.

„Ja“, antwortet man, „allerdings befreit uns die Arbeit von schwererer Last; aber darum ist sie selbst noch nicht leicht. Sie verzehrt unsere Kräfte, sie raubt uns die Zeit, die wir sonst besser verwenden könnten, sie lässt uns nicht zu menschenwürdigem Dasein kommen.“

Sehen wir diese Einwände etwas näher an. Also Arbeit verzehrt die Kräfte? Wenn ich von übermäßiger Anstrengung der Kräfte absehe, so kann ich diese Behauptung nicht gelten lassen. Im Gegenteil, nur durch Bethätigung wird die Kraft erhalten und erhöht. Dies gilt von der Körperkraft im engeren Sinne, gilt von der körperlichen Geschicklichkeit, gilt von jeder Kraft des Geistes. Ohne Thätigkeit Erschlaffung und Tod. Lass den jungen Mann, der sich gepflegt und seine Kräfte durch Vermeidung von Anstrengung geschont hat, mit dem Landmanne, der kaum von der gestrigen Arbeit ausgeruht hat, um die Wette mähen: sieh' zu, wer es länger aushält. Fordere den, der seine geistigen Kräfte noch nicht durch Nachdenken geschwächt hat, auf, ein Problem zu lösen, ein nicht zu schwieriges, ein Problem so leicht, dass es der Geübte im Halbschlafen löst: dann wirst du sehen, wo der Verzehr der Kraft zu suchen ist. Der Landmann weiß es, dass seinem Pfluge der Rost gefährlicher ist, als die Ackerkrumme; sollten wir es nicht einsehen, dass nicht in der Arbeit, sondern im Müßiggange der gefährlichste Feind unserer Kraft ist?

„Ei“, sagst du, „ich rede ja nicht der Unthätigkeit das Wort; ich meine nur, dass wir die Zeit, welche uns die Arbeit kostet, anders verwenden könnten“. „Anders“ kannst du nur verstehen: zu andern Zwecken. Zu welchen also? Zum Spiele oder zum Ernste? Wenn der Mensch einmal thätig sein will, so muss er doch wohl eine Thätigkeit vorziehen, die einem nützlichen Zwecke dient. Das Kind, das für die Aufgaben des Lebens noch wenig Verstandnis hat, mag sich am Spiele ergetzen; aber schon das Kind würde eine schlechte Anlage verraten, das nicht ein Mal sein Spiel aufgeben würde, um durch eine ernstere Thätigkeit einer gestellten Aufgabe zu genügen, d. h. zu arbeiten. Gönnen wir übrigens dem Kinde noch das zwecklose Spiel, dem heranreifenden Alter aber ziemt es, nützliche Zwecke zu verfolgen, zu arbeiten. So bleibt noch der Vorwurf zu besprechen, dass die Arbeit von anderer edlerer Thätigkeit abhalte. Nun ist zuzugeben, dass unter dem Drucke des unmittelbaren Bedürfnisses Mancher bei einer Thätigkeit festgehalten wird, die seinem Wesen nicht so entspricht, wie eine andere, der er sich gerne widmen möchte, für die er Neigung und Begabung hätte. Das mag zu bedauern sein, aber hier ist nicht die Arbeit an sich die Last, sondern dass

gerade dieser bei dieser bestimmten Arbeit festgehalten wird. In den meisten Fällen aber braucht die Trägheit diesen Vorwand, nur um ihre Unlust zu beschönigen.

Aber woher die Unlust, kann man einwenden, wenn die Arbeit nicht unangenehm ist, also lästig, also eine Last? Nun ja, wenn du den Stab, der dich stützt, eine Last nennen willst, wenn man den Hammer, mit dem der Schmied das Eisen bearbeitet, als solche ansieht, das Kleid, das uns gegen die Unbilden der Witterung schützt: dann, ja dann mag auch die Arbeit eine Last sein; dann ist auch die Arznei, die dich gesund machen kann, wegen etwaiger Bittere ein Übel. Aber in dem Sinne, den man sonst mit dem Worte Last verknüpft, dass sie niederdrücke, dass sie den Gehenden am Fortschreiten hindre, in diesem Sinne darfst du die Arbeit nicht als Last bezeichnen.

Was soll man unter menschenwürdigem Dasein verstehen? Doch wohl Entwicklung und Bethätigung der dem Menschen verliehenen Kräfte. Zu diesen gehört aber, oder richtiger die edelste derselben ist die sittliche Kraft. Sie kann nicht anders entwickelt werden, als durch ernste, auf sittliche Zwecke gerichtete Thätigkeit, durch Arbeit. Diese mag uns manchmal Selbstüberwindung auferlegen, aber eben darin liegt ihr Segen, eben darum ist sie eine Wohlthat. Und was oben als ein Vorwurf ausgesprochen wurde, kann hier als ihr Lob verkündet werden: dass sie uns die Zeit raubt, die wir zu anderen Zwecken verwenden könnten. Ja, sie raubt uns die Zeit, die wir unnütz, niedrig, unsittlich anwenden könnten; mehr noch, sie lässt uns gar nicht dazu kommen, auf solche Dinge zu denken. So übt sich in der Arbeit die sittliche Kraft, durch sie wird der Wandel rein gehalten, das Herz veredelt und zu größerem vorbereitet.

„Aber wo bleibt der Lebensgenuss?“ fragt man besorgt. „Nach Freude lechzt der Mensch; soll ihm diese versagt sein?“ Verstehen wir uns nicht falsch. Nach gethaner Arbeit mag der Mensch ruhen, und wie schmeckt diese Ruhe! Der Feierabend und der Feiertag, wie köstlich für den, der sich redlich geplagt hat! Das ist ein Genuss, der dem Müsiggänger versagt ist, den die Langeweile peinigt. Und schon während der Arbeit fehlt es nicht an Freude. Schon die Bethätigung der Kraft an sich übt ihren eigentümlichen Reiz, einen Reiz, den auch der Müsiggänger

kennt und in seiner Weise zu genießen sucht, durch Spiel und Aufregung. Dazu gesellt sich aber für den redlich Strebenden das erhebende Gefühl, etwas zu schaffen, einem Bedürfnisse abzuhelpfen, eine Pflicht zu erfüllen. Und dieses Gefühl dauert über die Arbeit hinaus, die Erinnerung füllt unser Leben. Froh blickt der Mensch auf eine in ernster Thätigkeit zugebrachte Vergangenheit zurück, mit Ekel auf ein nutzlos vergeundetes Leben. So dürften wir dem bekannten Satze:

Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

noch als Ergänzung zufügen:

Sie gibt unserm Leben Inhalt.

Sehen wir uns einmal jene Lente an, welche über unsere Wohlthäterin klagen. Es mögen wohl viele sein, welche den Segen, den sie bringt, noch nicht an sich erfahren haben, weil sie ihr ausgewichen sind, oder solche, die sich nicht deutlich dessen bewusst sind, was sie ihr verdanken. Einzelne mögen darunter sein, denen wirklich die Not ein Übermafs von Arbeit auferlegt, oder solche, welche ohne Not aus Habsucht, Ehrgeiz und ähnlichen Beweggründen sich zuviel aufgebürdet haben. Aber das Übermafs darf unser Urteil nicht irre leiten. Alle grofsen Männer sind nicht nur durch Arbeit grofs geworden, sondern sie haben diese als ihre Lebensluft geatmet und in ihr sich wohl gefühlt. Und fragen wir einen tüchtigen Mann, ob er es vorziehen würde, in Unthätigkeit zu leben oder seine nützliche Thätigkeit fortzusetzen, so besinnt er sich nicht lange, um zu antworten: ein Leben ohne Thätigkeit könnte er nicht ertragen. Diejenigen dagegen, welche die Arbeit scheuen und das Vergnügen direkt erjagen wollen, finden bald alles schal, und ihren Gesichtern kann man die Qual der Langeweile und der Leere ansehen.

Wie werden wir uns also verhalten, wenn eine ernste Aufgabe an uns herantritt? Sie mag uns zuerst lästig erscheinen, sie mag uns sauer ankommen: treten wir mit Mut an sie, halten wir mit Ausdauer fest, überzeugt, dass der Segen der Arbeit sich auch an uns bewähren wird.

Schöntag, Ferdinand

Musteraufsätze aus der Schule für die Schule

Stadtamhof 1887

L.germ. 238 d

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00008989-3